

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XXV • Heft 1 • Sommer 2022

- Christina Rossi** „Jede Sprache hisst ihre Fahne“
Das letzte literarische Manuskript Richard Wagners.
Dem Schriftsteller zum 70. Geburtstag
- Kende Varga** Zeit für Veränderung
Über Mut, Klugheit, Kunst, Urteil und List in Richard Wagners Werk
- Carola Heinrich** Sowjetische Spuren
Was ist von mehr als 40 Jahren Partnerschaft geblieben?
- Romanița Constantinescu** Das pittoreske Bessarabien
Poetik der territorialen Kohäsion nach 1918
- J. Frank, H. Koblichke
M. Köhler, M. Pfeiffer** Von Glaskästen, Schlaglöchern und Gartenparties
Reflexionen zur Sommerschule
„Identitätsdiskurse in multikulturellen Räumen“
- Hartmut Knopp** Die römisch-katholische Kirche von Malkotsch
Rettung eines bedeutenden Kulturdenkmals in letzter Stunde
- Doris Sava** „Eigener Herd ist Goldes wert“
Partnersuche per Inserat um 1920 in Siebenbürgen
- Hermine-Sofia Untch** Tätigkeitsbericht 2021
Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V., Berlin
- Neue Bücher**

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Dr. Daniel Gruschke
Jörn Henrik Kopfmann
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: RundumKopie, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für alle Geschlechter.

Inhalt

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

seit einem Vierteljahrhundert gibt es nun die Deutsch-Rumänischen Hefte! Seit nunmehr elf Jahren stehe ich den DRH als Chefredakteur vor. Die DRH bieten nicht nur jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Möglichkeit, mit populärwissenschaftlichen Beiträgen ihre Forschungen rund um die „rumänischsprachige Welt“ sowie zu den deutsch-rumänischen Beziehungen vorzustellen. Damit sollen der deutschsprachigen Leserschaft Rumänien und die Republik Moldau in ihrer Vielfalt näher gebracht werden, was wir weiterhin, und auch mit dieser Ausgabe der DRH, vorhaben:

Mit Christina Rossi und Kende Varga gratulieren wir eingangs dem aus dem Banat stammenden Schriftsteller Richard Wagner ganz herzlich zum 70. Geburtstag! Rossi stellt uns Wagners letztes Manuskript vor; Varga geht in seinem Beitrag auf die Poesie Wagners und die „Aktionsgruppe Banat“ ein, die vor 50 Jahren gegründet wurde.

Thema des Artikels von Carola Heinrich ist das sowjetische Erbe in der Literatur Rumäniens und der Republik Moldau. Romanița Constantinescu untersucht die Integration der peripheren Region Bessarabien zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die rumänische Kultur und Gesellschaft, die „mittels der Formel des Pittoresken“ geschieht. Über ihre Erfahrungen in der Republik Moldau berichten einige Teilnehmer der Sommerschule von 2021 des Moldova-Instituts Leipzig. Hartmut Knopp geht in seinem Artikel auf die Bedeutung der katholischen Kirchenruine im dobrudschanischen Malkotsch/Malcoci für die deutsche und rumänische Kultur ein. Und schließlich stellt uns Hermine-Sofia Untch die Tätigkeiten der DRG für das Jahr 2021 vor, das noch immer unter dem Eindruck der Corona-Pandemie stand.

Eine aufschlussreiche Lektüre wünscht Ihnen

Ihr

Josef Sallanz
Chefredakteur



Anfang der 1980er-Jahre (v.r.n.l.) Rolf Bossert, Richard Wagner, Franz Liebhard und (verdeckt) Horst Samson auf einer Veranstaltung des Adam-Müller-Guttenbrunn-Literaturkreises in Temeswar/Timișoara. Quelle: Archiv Richard Wagner

- 4 Richard Wagner zum 70. Geburtstag**
Christina Rossi
- 7 Zeit für Veränderung**
Kende Varga
- 10 Sowjetische Spuren**
Carola Heinrich
- 13 Das pittoreske Bessarabien**
Romanița Constantinescu
- 16 Von Glaskästen, Schlaglöchern und Gartenparties**
J. Frank, H. Koblichke, M. Köhler, M. Pfeifer
- 19 Die römisch-katholische Kirche von Malkotsch**
Hartmut Knopp
- 20 Partnersuche per Inserat in Siebenbürgen**
Doris Sava
- 23 DRH-Tätigkeitsbericht 2021**
Hermine-Sofia Untch
- 24 Neue Bücher**
 - Gabriela Adameșteanu: Das Provisorium der Liebe. Roman (*Anke Pfeifer*)
 - Tatiana Țibuleac: Der Sommer, als Mutter grüne Augen hatte. Roman (*Ingrid Baltag*)
 - Aurelia Merlan, Joshua Ludwig (Hg.): Rumänische Lyrik (*Rik Kießling*)
 - Lavinia Braniște: Sonia meldet sich. Roman (*Tobias Larenz*)
 - Dana Grigorcea: Die nicht sterben. Roman (*Maria Irod*)
 - Anton Sterbling: Die versunkene Republik. Erzählungen (*Halrun Reinholz*)
 - Edith Ottshofski: Clipe – Augenblicke – Clins d’œil (*Wolfgang Schlott*)
 - Eginald Schlattner: Drachenköpfe. Roman (*Markus Fischer*)
 - Kristiane Kondrat: Bild mit Sprung (*Katharina Kilzer*)
 - Anita Daniel: Mondän ist nicht mehr modern. Feuilletons (*Susanne Lorenz*)
 - Valeria Parella: Versprechen kann ich nichts. Roman (*Sabina De Carlo*)
 - Géza Szócs: Untergrundfürsten. Geschichten aus Siebenbürgen (*Silvia Petzoldt*)
 - Olivia Manning: Die gefallene Stadt. Roman (*Katharina Biegger*)
 - Erhard Roy Wiehn (Hg.): Jüdische Schicksale in und aus Rumänien (*Magdalena Vinco*)
 - Irmgard Sedler: Siebenbürger Sachsen in sowjetischen Arbeitslagern (*Georg Herbstritt*)
 - Albert Bohn et al. (Hg.): Die Verschleppung der Deutschen aus dem Banat (*Wilfried Heller*)
 - Maren Röger, Alexander Weidle (Hg.): Bukowina-Deutsche (*Markus Winkler*)
 - Mariana Hausleitner: Juden und Deutsche in Rumänien seit 1830 (*Franziska Pohlmann*)
 - Mady Host: Mit dem Fahrrad vom Atlantik bis ans Schwarze Meer (*Gilles Duhem*)

„Jede Sprache hisst ihre Fahne“

VON CHRISTINA ROSSI

Richard Wagner, der seit seiner Ausreise aus Rumänien im Jahr 1987 in Deutschland lebt und im April 2022 seinen siebzigsten Geburtstag feiert, legte im Jahr 2015 mit „Herr Parkinson“ seine letzte Prosa vor. Einige Projekte verfolgte der rumäniendeutsche Schriftsteller noch bis ins Jahr 2018 hinein weiter – etwa eine konzipierte und aufwändig recherchierte, aber nicht mehr niedergeschriebene essayistische Studie zu Paul Celan und ein nur loses Fragment gebliebenes autobiografisches Projekt. Doch seine schon 2003 diagnostizierte und seither kontinuierlich voranschreitende Parkinsonerkrankung machten ihm jede Form des Schreibens, vor allem im

Rahmen umfangreicherer Manuskripte, dann endgültig unmöglich.

Nachdem Wagner seine letzten größeren Projekte aufgegeben hatte, gelang es ihm aber noch zeitweise, kurze Texte am Computer zu schreiben. „Jede Sprache hisst ihre Fahne. Eine kleine Weltbetrachtung in 70 Gedankengängen“ – so lauten Titel und Untertitel des letzten Manuskripts, das Richard Wagner auf diese Weise eigenhändig verfasst und monatelang verändert hat, doch schließlich auch unabgeschlossen ad acta legen musste. „Ideen, die Grenzen bilden. Auch für die Kartographie.“ – so lautet einer der Sätze, die Wagner in diesem Manuskript formu-

liert und in zehn Kapiteln angeordnet hat. Er selbst nennt diese vom Untertitel seines Textes als „Gedankengänge“ bezeichneten Sätze schlicht Aphorismen.

Der Aphorismus ist eine kurze Prosaform und verdichtet Gedanken oder Beobachtungen zu einer scheinbaren Essenz aus Lebensweisheit und Welthaltigkeit, die im Falle Richard Wagners selbstverständlich nicht erst der siebzigjährige und schwerkranke Schriftsteller besitzt, sondern die vielmehr bereits dessen frühen Gedichten abzulesen ist. Doch das Alter und seine ihn mehr und mehr zeichnende Krankheit haben an den Aphorismen in einer Art und Weise mitgeschrieben, die die entstandenen Texte zu einem prägnanten Ausdruck des lebenslangen Dichtungsverständnisses Richard Wagners und zugleich zu Zeugnissen seiner Erfahrungswelt machen. Denn der kurze Aphorismus und die Möglichkeit der unverbundenen, losen Aneinanderreihung im Manuskript ist für ihn als literarisches Genre keineswegs einfach nur schreibökonomisch naheliegend. Er stellt auch aus poetischer und poetologischer Perspektive den konsequenten Abschluss seines literarischen Œuvres dar, das die wesentlichen Elemente des Aphoristischen von Anfang gepflegt und im Sinne einer dichterischen Weiterentwicklung mit diesem letzten Manuskript nun ein weiteres Mal auslotet.

Bereits im Jahr 1973 beschreibt Franz Hodjak in der Bukarester Literaturzeitschrift „Neue Literatur“ den poetischen Stil Richard Wagners, der im gleichen Jahr seinen ersten Lyrikband „Klartext“ publiziert hatte, mit einer Beobachtung, die bis

TAGE DER DEUTSCHEN SPRACHE • ZILELE LIMBII GERMANE

Geschützt vor dem Schweigen • Protejat de tăcere
Gedichte aus vier Jahrzehnten • Patru decenii de poezie
Richard Wagner zum 65. Geburtstag • Lui Richard Wagner,
la aniversarea a 65 de ani

Vortrag • vorbeste
Maria Irod

10. Mai 2017
ora 13:00

Biblioteca Municipală „B. P. Hasdeu“ Chişinău
Bd. Ştefan cel Mare şi Sfânt 148

Logos: Biblioteca Municipală B.P. Hasdeu, Deutsches Lesesaal, Botschaft der Bundesrepublik Deutschland Chişinău, DAAD, Deutscher Akademischer Austauschdienst Serviciul German de Schimb Academic

Plakat zu einer Veranstaltung anlässlich des 65. Geburtstages Richard Wagners in der B. P. Hasdeu-Stadtbibliothek Kischinau/Chişinău. Das Event wurde im Rahmen der „Tage der deutschen Sprache“ des Lehrstuhls für deutsche Philologie der Staatlichen Pädagogischen Ion Creangă-Universität vom DAAD-Lektorat in der Republik Moldau in Kooperation mit dem Deutschen Lesesaal und der Deutschen Botschaft organisiert. Quelle: DAAD-Lektorat in der Republik Moldau

zu den späten Gedichten Wagners hin Geltung beanspruchen kann: „Der poetische Diskurs ist immer nüchtern, unterkühlt, mit kargem Wortmaterial aufgebaut, er wird zielbewußt gestartet, verläuft sich dann scheinbar in ganz Belanglosem, um überraschend in eine effektvolle, genau vorausberechnete Schlußpointe einzumünden.“

Die Aphorismen Wagners bestehen nun aus nur genau einer solchen Schlusspointe, sind aber regelmäßig zugleich stark poetisiert, wie sich etwa an dem folgenden Aphorismus nachvollziehen lässt: „Die Skepsis schärft die Konturen des Lächelns, auch jene aus zweiter Hand.“ In diesem Fall driftet der Aphorismus beinahe schon zu weit ins Poetische ab und verwischt dabei seinen Aussagegehalt. Ein weiterer lautet: „Die Form der Revolution ist die Unordnung. Die Formlosigkeit ist zwar revolutionär, aber schwer zu bedienen.“ Beiden diesen Beispielen aus Wagners Manuskript sind die geübt erscheinende Form der Zuspitzung und zugleich der lyrische Zugang Wagners zum Schreiben deutlich anzumerken. Und genau diese zwei Komponenten, die Wagners Dichtung zu jeder Zeit geprägt haben, finden nun in der Form des Aphorismus zusammen.

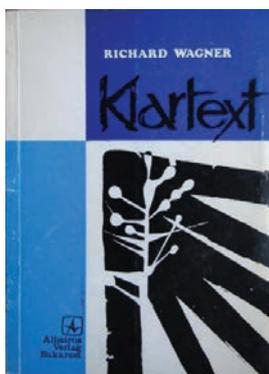
Der Aphorismus ist als literarische Textsorte etwa seit dem 18. Jahrhundert in der deutschen Literatur etabliert. Meist waren es, wie auch im Falle Richard Wagners, in verschiedenen Genres tätige Schriftsteller, die zwischendurch oder am Ende ihres Schaffens Aphorismen verfassten – auch Goethe, Schlegel, Novalis und Nietzsche gehörten dazu. Auf die eigene Kenntnis und Auseinandersetzung mit der Tradition aphoristischer Literatur verweist Richard Wagner selbst immer wieder in Gesprächen. Zu den Autoren, die er als für ihn bedeutende Vertreter des Genres im 20. Jahrhundert aufzählt und deren Aphorismen er auch gelesen hat, gehören Elias Canetti, Peter Handke und Peter Rühmkorf.

Aphorismen zählen zur Prosa, erzählen aber nichts. Vielmehr formulieren sie laut Rüdiger Zymner in konziser Weise, häufig pointiert, knappe Bemerkungen, „um den Leser gewissermaßen in einen kritischen Verstehensprozess zu ziehen oder vielmehr zu schicken.“ Die Literaturwissenschaft versteht nach Elisabeth Vollers den Aphorismus gemeinhin als kurzen, treffsicheren, provokativ oder witzig in Prosa geformten Gedanken, der sich rhetorischer Mittel bedient und sprachlich oft in lapidarer Kürze und Schärfe, aus einer skeptisch-kritischen Denkhaltung heraus, Stellung bezieht. Wagners Manuskript stellt vor diesem Hintergrund ein Konvolut mehr oder weniger aphoristischer Skizzen

dar, von denen einige in diesem Sinne genrespezifisch brillieren, andere aber diese Charakteristika nicht ganz ernst nehmen. Seine nummerierten Kurztexte weichen vom traditionellen Genre etwa immer dann ab, wenn sie ins Erzählende kippen: „Du kommst eines Tages nach Hause und erkennst im Flur, im Spiegel, das Gesicht nicht, deines. Du blickst ungläubig auf den Haustürschlüssel in deiner Hand, als könntest du dir nicht vorstellen, ausgerechnet mit diesem Billigöffner hereingefunden zu haben, der ursprünglich für das Kind gedacht war, als eine Art Lernspielzeug. (...)“. Mit dieser Szene beginnt Wagners Manuskript, und damit gerade mit einem aus Perspektive der Gattungszuweisung äußerst schwer zu verortenden Kurztext.

In der reihenden Verknüpfung mit weiteren Prosapassagen, durchmischt mit einzelnen Gedanken, entsteht so zu Beginn des Manuskripts ein Panoptikum aphoristischen Stils, zumal die erzählenden Passagen häufig durchaus als Referenztexte für die sich anschließenden, pointierten Aphorismen gelesen werden können. Sie bündeln inhaltlich zugleich ganz überwiegend politische, sprachkritische und mediale Konfliktlagen und (Un-)Genauigkeiten, die Wagner bereits früher in ähnlicher Weise thematisiert hat. Dabei bezieht er sich gerne auf historische Ereignisse oder politische Ideen („Der Kalte Krieg verlangte nach dem Menschen in der Umlaufbahn. Es war die überirdische Allee der Kosmonauten. Ihr Hintersinn: So weit konnte man sich im Orbit entfernen, ohne die DDR zu verlassen.“ oder „Die Demokratie für alle hat es nie gegeben. Weder in Athen noch in Rom. Es gab nur ihresgleichen. So oder so.“) wie auf gegenwärtige gesellschaftspolitische Sachlagen („Bisher: Der Künstler als Flüchtling. Jetzt: der Flüchtling als Künstler.“ oder „Die Menschenrechte sind zwar universal, aber das Menschenbild ist es nicht.“).

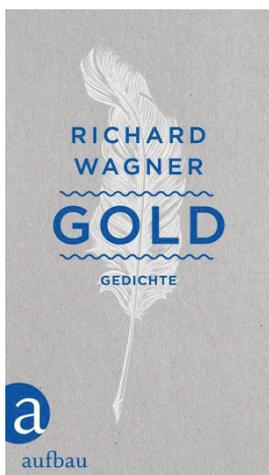
Andere Aphorismen sind derart verknüpft, dass sie wie lyrische Miniaturen erscheinen, aber keine eigentliche Bemerkung oder Behauptung enthalten („Parkuhr auf Lebenszeit.“ oder „Die Landschaftsmalerei. Am Himmel, die Staffel. Unten hier, die Staffelei.“) Die diffuse Mixtur all dieser Sätze wird schließlich um solche ergänzt, die jenseits thematischer Festlegung philosophische oder existenzielle Reflexionen anstellen oder jedenfalls andeuten („An die eigenen Grenzen zu gehen ist wie ein Fanatismus ohne Heilsversprechung.“ oder „Unsere Wahrheit aber ist unser Wissen und was wir davon preiszugeben bereit sind.“). Und dann gibt es die Aphorismen, die scheinbar viel mit Wagner



Richard Wagners erster Gedichtband: *Klartext*. Albatros Verlag, Bukarest 1973.



Richard Wagner: *Herr Parkinson*. Knaus Verlag, München 2015.



Richard Wagner: *Gold*. Gedichte. Herausgegeben von Christina Rossi. Aufbau-Verlag, Berlin 2017.

selbst zu tun haben, mit seiner Vergangenheit und seiner aktuellen Lebensrealität („Unweigerlich. Unwahrscheinlich. Unkaputtbar. Schreibensmüde.“ oder „Bald ist nur noch Musik in meinem Kopf. Musik, die mich unruhig macht. Auch sie.“).

Das Alter und der zunehmende Stillstand in seinem Leben werfen Wagner heute ungewollt immer wieder zurück in Gedanken über seine Vergangenheit, über traumatische und einschneidende Erfahrungen. „Diese Diskreditierungen“, sagt Richard Wagner im Zuge dieser Gedanken etwa im Herbst 2021, und nennt damit einen wesentlichen Aspekt der komplexen Situationen, auf die er anspielt. Ihnen ohnmächtig ausgesetzt sein – diese Erfahrung reflektiert er im gleichen Atemzug vor allem in ihrem Mechanismus: „Etwas wird behauptet, und schon ist es wahr.“ So ist es gewissermaßen bezeichnend, dass Richard Wagner mit seinen Aphorismen im Grunde nun das Gleiche macht. Denn der Begriff des Aphorismus leitet sich vom griechischen *aphorizein* her – ein Verb, das sich mit „unterscheiden“ oder „definieren“ paraphrasieren lässt. Aphorismen behaupten – und sie begründen oder erklären meistens nicht, was sie behaupten und warum, sondern stellen einen Gedanken oder ein Urteil recht provokativ als ein Faktum dar. So agieren auch Wagners eigene Aphorismen, und so ist es beinahe, als würde Wagner sich ein Verfahren zu eigen machen, dessen Wirkmächtigkeit er zunächst aus der unterlegenen Position heraus erfahren hat. Oder wie Richard Wagner selbst mit einem seiner Aphorismen formuliert: „Auch die Wahrheit möchte glaubhaft erscheinen. Es geht darum, ihr eine glaubhafte Form zu geben.“



Richard Wagner (stehend) und Herta Müller (2.v.l.) auf einer Feier des Adam-Müller-Guttenbrunn-Literaturkreises in Temeswar/Timișoara.
Foto: Archiv Richard Wagner

Mit Aphorismen werden scheinbar Fakten abgebildet, deren Faktizität jedoch in hohem Maße fraglich ist. „Das Beste, was Frauen und Männern passieren kann, ist eine ungeklärte Machtfrage.“ formuliert Wagner an anderer Stelle im Manuskript, und: „Eine Idee wird totalitär, wenn sie indiskutabel ist. Nicht die Einwände führen zum Scheitern, sondern die Diskrepanz.“ Vor allem lassen behauptende Sätze wie diese, die im Manuskript reihenweise aufeinanderfolgen, die Möglichkeit von Faktizität generell als problematisch, wenn nicht gar fragwürdig erscheinen. Der Aphorismus als



Richard Wagner (re) Anfang der 1980er-Jahre auf einer Veranstaltung des Temeswarer Adam-Müller-Guttenbrunn-Literaturkreises.
Foto: Archiv Richard Wagner

literarisches Genre, das Faktizität in Frage stellt – auch als solches passt er zu Richard Wagners literarischem Schreiben und biografischen Erfahrungshintergrund wie kein anderes.

Die Aphorismen Wagners werden vor diesem Hintergrund regelrecht poetologisch, indem sie sich und ihre Wirkmechanismen selbst bedenken und ausstellen. „Es handelt sich um eine Bedenkzeit. Für den Fall, dass man sich nicht zu einigen weiß, spricht man unter Diplomaten von einem Gedankenaustausch.“ Ein Gedankenaustausch kann sich durch die Aphorismen nicht nur zwischen Text und Leser, auch im Leser selbst vollziehen. Denn die Aphorismen kreisen letztlich alle, losgelöst von ihren vordergründigen Themen, auch um eine Form des Sprachbewusstseins, die zwischen (Sprach-)Krise, (Sprach-)Kritik und (Sprach-)Macht oszilliert und damit wesentliche Aspekte des lebenslang literarisch reflektierten und formulierten Anliegens und Spezifikums Wagners benennt. „Ein Aphorismus ist der letzte Ring einer langen Gedankenkette,“ formulierte einst Marie von Ebner-Eschenbach. So verstanden und den Untertitel seines Manuskripts bedenkend („Eine kleine Weltbetrachtung in 70 Gedankengängen“) ist das Aphorismus-Projekt Richard Wagners ein konsequenter Endpunkt eines langen literarischen Weges, der stets mit – um zuletzt noch einen weiteren fremden Aphorismus aus der Feder Jean Pauls zu zitieren – provokanter und poetischer „[Sprachkürze gibt] Denkweite“ verbunden bleibt.

Dr. Christina Rossi ist seit 2019 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Universität Dortmund tätig. Sie forscht und lehrt zur deutschen und transkulturellen Gegenwartsliteratur. Zwischen 2015 und 2017 archivierte sie am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München den Vorlass Richard Wagners und gab 2017 dessen letzten Gedichtband „Gold“ heraus. Zuletzt erschien der von ihr zusammen mit Klaus Schenk herausgegebene Band „Juli Zeh. Divergenzen des Schreibens“ (München 2021).

Über Mut, Klugheit, Kunst, Urteil und List in Richard Wagners Werk

Zeit für Veränderung

VON KENDE VARGA

„Wer heute die Lüge und Unwissenheit bekämpfen und die Wahrheit schreiben will, hat zumindest fünf Schwierigkeiten zu überwinden. Er muss den Mut haben, die Wahrheit zu schreiben, obwohl sie allenthalben unterdrückt wird; die Klugheit, sie zu erkennen, obwohl sie allenthalben verhüllt wird; die Kunst, sie handhabbar zu machen als eine Waffe; das Urteil, jene auszuwählen, in deren Händen sie wirksam wird; die List, sie unter diesen zu verbreiten.“
(Bertolt Brecht: „Fünf Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit“, 1934)

Brechts Aussage trifft zweifelsohne in Gesellschaften, in denen das jeweilige Machtsystem autokratische Züge aufweist und die Realität willkürlich relativiert, noch schärfer zu. Die fünf Brecht'schen Schwierigkeiten sind zugleich als Fähigkeiten zu betrachten die ein Autor braucht, um mittels Kritik und ständiger Auseinandersetzung mit der nackten Wahrheit Veränderungen zu bewirken. Fähigkeiten, die ein Künstler oder ein Autor progressiver Natur in der Gefangenschaft des politischen Zwangsrahmens parat haben muss, um der Gesellschaft mithilfe des Instrumentariums der Kunst beziehungsweise der Literatur ihren Alltag realitätsnah aufzuzeigen.

Im sozialistischen Regime Rumäniens der 1960er-Jahre wuchs eine Generation auf, die sich mit den traditionellen literarischen Mustern, mit der eigenen historisch schwer belasteten Vergangenheit und auch mit der unterdrückenden Rhetorik des Sozialismus intensiv auseinandersetzen wagte. Zu dieser Generation gehörte einer der Autoren unserer Zeit, der – unter anderen – die Möglichkeit erkannte, die Brecht'schen „Direktiven“, die Brecht'schen Fähigkeiten gnadenlos in die sozialistische Wirklichkeit umzusetzen: Richard Wagner.

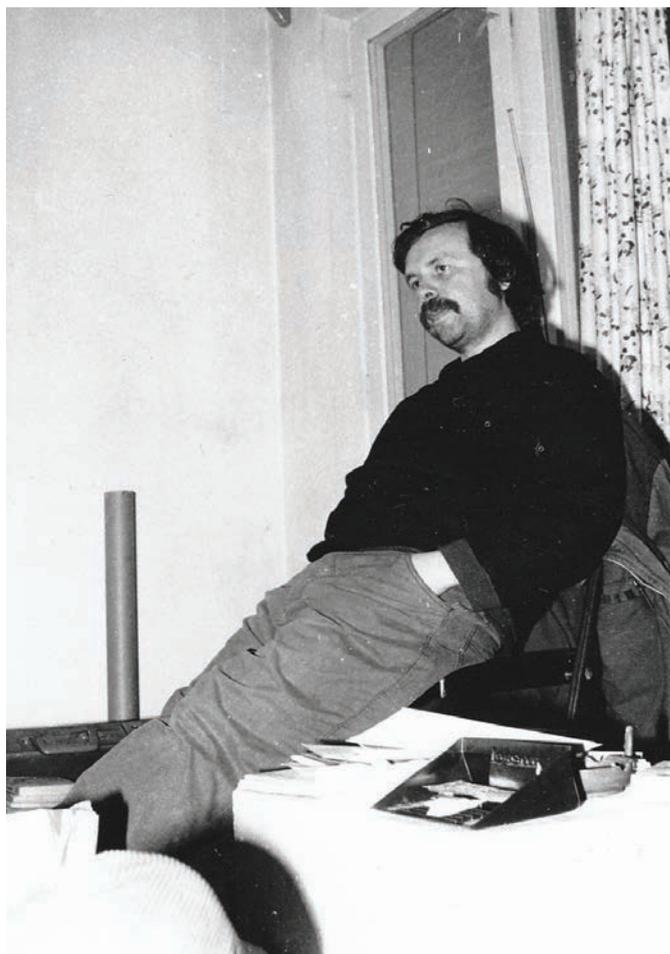
Folgender Beitrag soll – ohne jeglichen Anspruch auf Vollständigkeit – ein Versuch sein, diese Fähigkeiten im Spiegel einiger Schlüsselmomente und einiger literarischer Motive aus seinem Werk hervorheben, die einen grundsätzlichen Einfluss auf die sogenannte rumänien-deutsche Literatur ausübten.

Wagner wurde 1952 in Lowrin/Lovrin im Banat geboren, die anderen Vertreter seiner Generation ebenfalls in den 1950er-Jahren. Diese Tatsache verweist zugleich auch auf die gespannte Beziehung zur Generation der Eltern oder ihrer literarischen Vorläufer: Wagner und seine Zeitgenossen hatten die Traumata ihrer Vorfahren in einer indirekten Weise miterlebt. Die Deportationen in die Sowjetunion in den 1940er-Jahren, die Verschleppung der „politisch unzuverlässigen“ Angehörigen u.a. der deutschen Minderheit oder die strikte Einschränkung der schwäbischen Traditionen und Bräuche im öffentlichen Leben waren keine hautnahen Erfahrungen für sie. Wagner beschrieb ihre besondere Lage mit den Aussagen:

„Wir kamen aus den deutschsprachigen Dörfern des Banats. Wir waren die erste Generation, die in den Sozialismus hineingeboren worden war. (...) Die literarischen Tabus fielen gerade, der sozialistische Realismus war

nicht mehr verbindlich. (...) Wir wuchsen in den sechziger Jahren mit Gedanken auf, für die viele Leute aus der Generation unserer Eltern ins Gefängnis gekommen waren. So hatten wir eine andere Einstellung zum Sozialismusbegriff als die Generationen vor uns. Eine vorurteilsfreie, wie wir meinten. Wir hatten die Verhaftungswellen des Stalinismus nicht mehr bewusst erlebt. (...) Die Angst war eine Erzählung der Eltern.“

Aus dieser etwas ungebundenen Lage baute sich der *Mut* der jungen Generation auf, nach ihren eigenen Vorstellungen die an der Realität vorbeiführenden Richtlinien der sozialistischen Kultur zu revidieren. Der spannende Zu-



Richard Wagner in den 1980er-Jahren. Foto: Archiv Richard Wagner

sammenklang von *vorurteilsfrei* und dem *Urteilsbegriff* von Brecht ist nicht zu überhören: Eben dieses vorurteilsfreie politische und auch literarische Verhalten setzte die

Erneuerung in Bewegung. Die Bedeutung Wagners und seiner Mitautoren lag zuallererst auch darin, die falschen Analogien zu demontieren und ironisch-kritisch vor Augen zu führen. In einem seiner frühen Gedichte wird die Banater Landschaft als „Rühreilandschaft“ bezeichnet



Nach der Ankunft in der Bundesrepublik Deutschland: Herta Müller und Richard Wagner 1987 im Durchgangslager Nürnberg.
Foto: Archiv Richard Wagner

(„Wortmeldungen“, 1972). Der Landschaftsbegriff weist allerdings weit über eine bloße geographische Bezeichnung hinaus. Wie Wagner damals in einem Rundtischgespräch mit Literaten formulierte, sei „die Landschaft nicht zuletzt als Baustelle, als Fabrikgelände, als Straßenbild“ zu betrachten. „Zur Landschaft gehört alles, was draußen ist.“ In seinen lyrischen Stücken reagiert er auf die verstaubten „Straßen“ der Vergangenheit mit einem sehr sensitiven und doch modernen Sprachgebrauch und distanziert sich klar von der „Papierrealität“ des Sozialismus, wie er diese bezeichnete. All diese auf sich zu nehmen: Motive des *Muts* und der *Klugheit*, die Wahrheit hinter dieser ideologisierten Realität zu erkennen.

Die staatlich geförderten Narrative bevorzugten statt Brecht vorerst die Stalin'sche Denkweise: Die Schriftsteller sind „Ingenieure der menschlichen Seele“, und als diese sollten sie selbstverständlich an der Verstärkung einer sozialistischen Aufbau-literatur arbeiten und den „Normen“ auch in der Literatur entsprechen. Die neuen, jungen Autoren widerlegten in der sogenannten Tauwetterperiode diese absolut irrealen Erwartungen. Nach einer scheinbaren – aber freilich eher planmäßigen – Auflockerung und Revidierung des Stalin'schen Systems in Rumänien hatte die Generation von Wagner, die rumäniendeutschen 1968er, die Chance, die Kluft, die nach der Ausreise bedeutender Autoren, wie Oskar Pastior (ausgereist 1968), Dieter Schlesak (1969) oder Paul Schuster (1971) entstand, nicht nur zu überwinden, sondern sogar die komplette rumäniendeutsche Literaturszene neu zu ordnen. Aus dem losen Kreis von Literaturliebhabern entwickelten sich neue Richtungen, die inzwischen auch

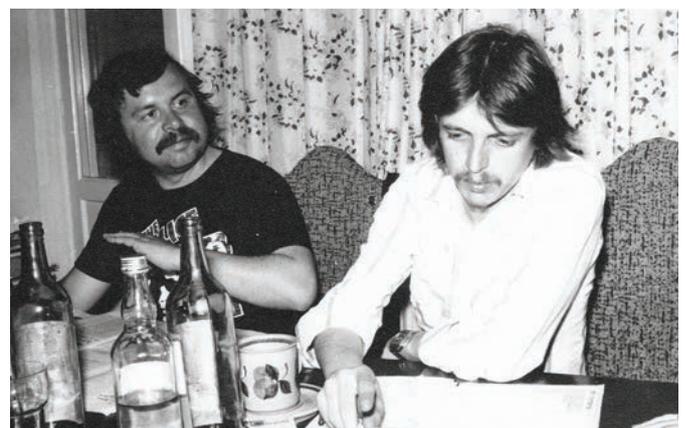
überregional an Bedeutung gewannen. So organisierte sich um eine Handvoll Autoren, zu denen auch Wagner gehörte, die „Aktionsgruppe Banat“. Eine sowohl literarisch als auch politisch gesehen schon recht „radikale“, dadurch aber auch äußerst spannende Formation, deren *Kunst* mit der Sprache und den literarischen Narrativen der Vergangenheit brach.

Und obwohl sie unter anderen ja auch eine Art künstlerische und politische Aufklärung der Gesellschaft erzielte, war der ästhetische Stellenwert der Lyrik inner- und außerhalb der Literaturszene Rumäniens gar nicht zu vernachlässigen. Dadurch wird auch die letzte *Schwierigkeit* beim Schreiben der Wahrheit überwunden: die *List*, die man dazu braucht, die Wahrheit unter der „aufnahmefähigen“ Leserschaft zu verbreiten. Ein Gedicht mag so politisch und enthüllend sein wie möglich, wenn es nicht ehrlich ist und eine qualitative Stärke aufweist, bleibt es dem Publikum letztendlich uninteressant. Es gab aber Literaturförderer (z.B. Eduard Schneider, Nikolaus Berwanger), die das literarische Potenzial dieser Werke erkannten und die Autoren – auch Wagner – unterstützten.

Es war etwa der Situation des Radwechsels ähnlich, wie sie Brecht in seinem gleichnamigen Gedicht thematisiert:

*Ich sitze am Straßenhang.
Der Fahrer wechselt das Rad.
Ich bin nicht gern, wo ich herkomme.
Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre.
Warum sehe ich den Radwechsel
Mit Ungeduld?*

In den frühen Werken von Wagner erscheint ebenfalls das Streben nach einem „Radwechsel“ in der literarischen Sphäre. In seiner Lyrik lassen sich Elemente teils der westlichen Literatur, teils von Bertolt Brecht oder der ostmitteleuropäischen Literatur entdecken, die selbstverständlich nicht einfach geliehen, sondern vielmehr neu interpretiert und an den besonderen Kontext angepasst wurden. Exemplarisch soll hier Wagners wohl bekanntes Gedicht „Dialektik“ (1972) stehen, das auf der formalen Ebene eine moderne Gestaltung zeigt:



Richard Wagner und Helmuth Frauendorfer in Temeswar/Timișoara.
Foto: Archiv Richard Wagner

*wir haben die verhältnisse erkannt
wir haben beschlossen sie zu verändern
wir haben sie verändert
dann kamen andere
die haben die veränderten verhältnisse
erkannt und haben beschlossen
sie zu verändern
sie haben die veränderten verhältnisse
verändert
dann kamen andere
die haben die veränderten veränderten
verhältnisse erkannt und haben
beschlossen sie zu verändern
sie haben die veränderten veränderten
verhältnisse verändert
dann kamen andere*

Doch in den Aussagen kann eine Parallele zur Brecht'schen Dialektikauffassung gezogen werden. Bei ihm bekommt nämlich die Veränderung als Zentrum einer Dialektik ebenfalls eine ganz wichtige Rolle, wie zum Beispiel im Gedicht „Lob der Dialektik“ (1934), in dessen Mittelpunkt die sich wandelnde und schwankende Lage der Machtpositionen steht: „Wenn die Herrschenden gesprochen haben / Werden die Beherrschten sprechen.“ Und: „Wer seine Lage erkannt hat, wie soll der aufzuhalten sein?“

Die Bezüge und Anspielungen auf Brecht blieben in Wagners Werk auch später, trotz einer teilweisen Abwendung von den ganz direkten, kompakten sprachlichen Formen seiner Aktionsgruppenlyrik und seines ersten Gedichtbands „Klartext“ (1973), noch an manchen Stellen zu beobachten (z.B. in den Werken aus „Die Invasion der Uhren“, 1977), aber viel weniger. Wagner selbst beschrieb diesen Prozess in einem Interview aus dem Jahr 1977 wie folgt:

„Ich strebte ein direkteres Verhältnis zur Realität an, d. h., dass jetzt im Unterschied zu meinem ersten Band, der die Probleme im nachbrechtschen Reduktionsgedicht verallgemeinert darstellte, ein anderer Blickwinkel in den Vordergrund rückte, der die Verhältnisse eher aus den Einzelheiten des Alltages erfassen wollte. Im Ergebnis kam ich von der aphoristisch zugespitzten Formulierung des Kurzgedichts auf die Formel des langen Gedichts, das mir erlaubte, die Phänomene in ihrer konkreten Widersprüchlichkeit darzustellen.“

Schon zu den Zeiten seiner Aktionsgruppen-Tätigkeit schrieb er auch Prosastücke, die u.a. gemeinsam mit seinen Gedichten auf den Seiten der „Neuen Literatur“ erschienen – als Teile der thematisch gut strukturierten Gruppenveröffentlichungen. Die Knappheit, die diese frühen Werke kennzeichnete, taucht aber in seinen späteren Werken ebenfalls auf, und schuf eine überaus besondere, oft ironisierende, humorvolle und zugleich auch tiefgreifende Kürzestprosa (z.B. „Der Mann, der Erdrutsche sammelte“), die durch ihre pointierte Form Charakterzüge aus der oft grotesken Welt Franz Kafkas aufweist.

In der zeitlichen Entfernung von vielen Jahren sollen



Richard Wagner während des Securitate-Prozesses am Münchner Landgericht im Januar 2011. Foto: Konrad Klein

schließlich folgende Fragen formuliert werden: Was blieb davon für uns, für die Zeit des 21. Jahrhunderts? Haben die Werke Wagners aus den Zeiten des Protests beziehungsweise des literarischen Wirbels der 1960er und 1970er-Jahre noch etwas zu sagen? Oder wären diese Werke in dem Maße verschlüsselt gewesen, dass sie ihre Anschlussfähigkeit zur Realität in der Welt von heute verloren hätten?

Wenn es in diesen Werken Wagners bloß um Gesellschaftskritik, Politik und die Enthüllung der nackten Wahrheit ginge, wäre die Antwort vielleicht verneinend. Doch wer genauinhört, wird zwischen den Zeilen die Universalität der Literatur entdecken: Dass Werke wie die von Wagner einen Anspruch auf unsere Realität haben. Ihre Aussagen sind keinesfalls an bestimmte zeitliche und örtliche Umstände gebunden. Sie sind ohne weiteres in unseren Alltag umsetzbar und relevant. Dieses Prinzip der Ungebundenheit der Lyrik wird eben in Richard Wagners Kurzgedicht „Porträt eines rumänien-deutschen Lyrikers“ (1972) formuliert, in dem er einen der grundsätzlichen Züge des jeweiligen Autors skizziert, nämlich: „er schreibt“.

Kende Varga studierte Germanistik an der Eötvös Loránd-Universität Budapest, er ist Mitglied der Literaturwissenschaftlichen Doktorandenschule mit dem Schwerpunkt Lyrik der Aktionsgruppe Banat und ihrem Umfeld. Varga ist seit 2020 Universitäts-Assistent am Institut für Germanistik der Pannonischen Universität Weißbrunn/Veszprém, Ungarn.

Sowjetische Spuren

VON CAROLA HEINRICH

Vor 30 Jahren hat sich die Moldauische Sozialistische Sowjetrepublik unabhängig erklärt, und die Republik Moldau besteht seitdem als souveräner Staat. Rumänien hatte sich bereits zwei Jahre zuvor mit dem Umbruch im Dezember 1989 die Freiheit blutig erkämpft. Damit haben die beiden rumänischsprachigen Länder dem langjährigen Partner Sowjetunion den Rücken gekehrt. Dieser Artikel beschäftigt sich mit dem sowjetischen Erbe in Rumänien und der Republik Moldau und stellt die Frage, was von den vielen Jahren als Teil der sowjetischen Einflusszone geblieben ist.

Viel wurde über die sozialistische Zeit in Rumänien gesagt und geschrieben, und Filme darüber wurden gedreht. Dieser Beitrag versucht aber etwas anderes: Er richtet den Blick auf die Sowjetunion als den Ursprung des Ganzen, als die Macht, die den Sozialismus in Rumänien und der Republik Moldau eingesetzt hat, die aber im wissenschaftlichen Diskurs und in der kulturellen Produktion über sehr lange Zeit ausgeblendet wurde. Die Sowjetunion wurde bis in die frühen 60er Jahre sehr häufig thematisiert, so etwa in Mihail Sadoveanus „Lumina vine de la Răsărit“ (Das Licht kommt aus dem Osten, 1945) und Filmen wie „Răsună valea“ (Es hallt das Tal, 1950) oder „Mândrie“ (Stolz, 1960). Mit dem Streben nach einem nationalen Sozialismus vor allem unter Nicolae Ceaușescu ab Mitte der 1960er-Jahre ist sie aber als Thema komplett verschwunden. Erst nach ihrem Zusammenbruch in den 1990ern und vor allem auch den 2000er-Jahren taucht diese Thematik plötzlich wieder auf und man beginnt die Beziehung zu ihr zu reflektieren. Und das überraschenderweise insbesondere von Seiten einer jungen Generation, welche die realsozialistische Zeit kaum selbst miterlebt hat.

erinnert, und wie man sich ihm gegenüber heute positioniert. Es handelt sich also um zwei Aspekte, auf die hier näher eingegangen werden soll, einerseits die kulturelle Erinnerung an die Sowjetunion, andererseits eine Identitätskonstruktion im Verhältnis zur Sowjetunion und ihrem Nachfolgestaat Russland.

Dazu wird die Darstellung der Sowjetunion in Theater und Film betrachtet. Denn Theater und Film greifen aktuelle politische Themen auf, reflektieren soziale Fragestellungen und nehmen als kulturelle Äußerungen auch selbst aktiv an gesellschaftlichen Diskussionen teil. Sie sind somit kultureller Ausdruck und Einfluss zugleich. Es werden nur Werke herangezogen, die nach der Wende in Rumänien und nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, als Reaktion auf den Wegfall des sowjetischen Einflusses entstanden sind. Analysiert werden konkret die sowjetischen Figuren, die in diesen Werken vorkommen, und in welchen Korrespondenz- und Kontrastbeziehungen diese zu anderen Figuren stehen, wie sie charakterisiert und inszeniert werden, und vor allem auch in welchem Machtverhältnis sie zueinander stehen.

Im Bereich der Erinnerung zeigen sich zwei klare Tendenzen: Einerseits bleibt ein vom Krieg geprägtes, gewalttätiges Bild der Sowjetunion hier erhalten. Andererseits wird der Humor als wichtigste Strategie zum Gedenken an die Sowjetunion genutzt. So kann man in Rumänien und der Republik Moldau nicht von einer Ostalgie sprechen, wie sie Deutschland häufig zugeschrieben wird und sich in Filmen wie „Sonnenallee“ (1999) oder „Good Bye, Lenin!“ (2003) äußert.

Es werden ausschließlich männliche Figuren thematisiert, häufig Soldaten, die mit brutaler Herrschaft und Totalitarismus assoziiert werden und ganz klar übermächtig sind. Sie haben immer eine privilegierte Position inne und verhalten sich grausam, kalt und unberechenbar. So beispielsweise im Film „Nunta mută“ (Die stumme Hochzeit, 2008), der im Jahr 1953 spielt, von Horațiu Mălăele. Ein Dorf will eine

Hochzeit feiern, aufgrund von Stalins Tod wird aber eine Staatstrauer ausgerufen und die Hochzeit muss still und heimlich stattfinden, was wunderbar komisch mit fast



Der Chor der Geisteskranken; „Istoria comunismului povestită pentru bolnavii mintali“ (Die Geschichte des Kommunismus für psychisch Kranke) von Matei Vișniec, Regie: Florin Fătuțescu, aufgeführt am Nationaltheater in Bukarest 2007. © Teatru Național „I. L. Caragiale“ București

Dieser Artikel begibt sich auf die Spuren der Sowjetunion in den beiden rumänischsprachigen Ländern und fragt, wie man sich an den ehemaligen großen Bruder

märchenhaften Wesen dargestellt wird. Die sowjetischen Figuren sind Soldaten, die brutal und unnahbar auftreten und das Verbot durchsetzen. Es nimmt leider ein böses Ende: Das Dorf wird zerstört, alle Männer verhaftet oder getötet. Der Humor trifft hier nicht die sowjetischen Figuren, die statisch und eindimensional dargestellt werden. Sie sind die Einzigen, die von der Komik komplett ausgespart werden, während alle anderen verlacht werden, insbesondere die Kollaborateure der kommunistischen Partei Rumäniens. Die Sowjets scheinen in ihrem Schrecken fast unantastbar, was über die fehlende Komik noch verstärkt wird. Sie werden den Dorfbewohnern als unversöhnliche Feindbilder entgegengestellt. Die Sowjetunion setzt ihre Macht durch Gewalt und Unterdrückung durch. Sie wird klar abgelehnt, und der Zwang der Situation wird herausgestellt. Sie allein trägt die Schuld, eine Mitverantwortung der rumänischen Gesellschaft wird nicht anerkannt.

Auch in Gianina Cărbunarius „Sold Out“ (2010) wird die Sowjetunion durch Soldaten verkörpert. Das Stück handelt, wie der Titel schon sagt, vom Ausverkauf der Rumäniendeutschen im sozialistischen Rumänien. Es ist ein Auftragswerk für die Kammerspiele München, das die Sowjets nicht der rumänischen Bevölkerung, sondern der deutschen Minderheit entgegengestellt. So ist der Sohn der Familie ein Mitglied der SS und kämpft im Zweiten Weltkrieg auf deutscher Seite. Zu Kriegsende wird der Einmarsch der Roten Armee geschildert, die marodierend und brutal vorgeht. Aber das Stück stellt die Austauschbarkeit der verschiedenen Ideologien dar, indem die Figur auf der Bühne die Uniform wechselt und unter der SS-Uniform die Uniform der Roten Armee zum Vorschein kommt.

Die willkürliche Machtdemonstration ist auch das Thema von Matei Vișniec's absurdem Theaterstück „Istoria comunismului povestită pentru bolnavii mintal“ (Die Geschichte des Kommunismus für psychisch Kranke, 2003), das 1953 in einer psychiatrischen Klinik in Russland spielt. Hier stehen sich die Insassen und das Personal gegenüber. Die Patienten erschaffen sich ihre eigene Welt, die nach denselben Prinzipien funktioniert wie außerhalb der Anstalt, diese wirken aber durch die Nachahmung verzerrt und verkehrt und führen die Absurdität des Lebens im stalinistischen Regime mit ihrem Führerkult wie ein Zerrspiegel vor Augen.

Begründen lässt sich dieses vom Krieg dominierte Bild vielleicht dadurch, dass die postsowjetische Periode in Rumänien nicht erst nach 1989 einsetzte. Bereits in den 1960er-Jahren begann Rumänien sich von der Sowjetunion zu distanzieren, die eigene Unabhängigkeit zu betonen und sich langsam aus dem sowjetischen Einflussbereich zu lösen, wenn auch sehr vorsichtig, denn ein Einschreiten der Sowjetunion wie in Ungarn oder der Tschechoslowakei sollte verhindert werden. Das sozialistische System Rumäniens wurde dadurch nicht mehr

mit der Macht, die es ursprünglich einsetzte, in Verbindung gebracht, weshalb man sich folglich in der kulturellen Produktion mit der eigenen politischen Situation beschäftigte und im kulturellen Gedächtnis dieses frühere Bild der Sowjetunion erhalten blieb.

Auffällig ist außerdem, dass eine Vielzahl der Werke die sowjetischen Figuren lediglich zur Behandlung anderer Themen instrumentalisiert: So nutzt Matei Vișniec das Bild, um totalitäre Systeme im Allgemeinen anzuklagen; „Nunta mută“ bedient sich der Figur, um sich mit



Grausame Vergangenheit; „Fuck You Eu.ro.Pa!“ von Nicoleta Esinencu, Regie: Alexandru Berceanu, aufgeführt am Teatrul Dramatic „Fani Tardini“ in Galați 2005. © Teatrul Dramatic „Fani Tardini“

der Rolle der eigenen kommunistischen Partei im Sowjetisierungsprozess auszusöhnen; und „Sold Out“ weist den Einmarsch der Roten Armee als Vorgeschichte und Ursache für das eigentliche Thema des Stücks, nämlich die Auswanderung der Rumäniendeutschen aus.

Es wird mit der Vergangenheit abgerechnet, aber diese Erinnerung ist stark von Komik in Form von Spott, Satire und Grotteske geprägt. Allerdings handelt es sich nicht um ein befreiendes Lachen, sondern um bitteren bis tragischen Humor, denn er nimmt den Sowjets eigentlich nie die Gewalt und Übermacht. Es wird zwar versucht, sie zu entmachten, um sich dadurch von der Vergangenheit zu lösen und diese alten Vorbilder und Unterdrücker als eine Art der Emanzipation abzulehnen. Die Erinnerung wird märchenhaft entrückt oder als verzerrte Parallelwelt inszeniert. Die Komik erzeugt eine umgestülpte Welt und kehrt durch ein Verlachen kurzzeitig die Machtverhältnisse um. Das gelingt allerdings nur zum Teil oder für eine begrenzte Zeit, da am Schluss die anfängliche Ordnung immer wieder hergestellt wird. Die Erinnerung an die Sowjetunion dient vor allem der Anklage. Die Abkehr von der Vergangenheit aber, die Absage an die ehemaligen Unterdrücker und damit die eigentliche nationale Emanzipation gelingen nicht, denn die Machtstrukturen kehren immer wieder.

Auch der generationelle Aspekt spielt eine Rolle: Jene Künstler, welche die Zeit an der Seite der Sowjetunion

bewusst miterlebten und damals professionell aktiv waren, wie z.B. Matei Vişniec oder Horațiu Mălăele, rechnen in der Rückschau mit der Zensur und der Gewalt ab und beklagen die Repression. Es sind sehr klar positionierte Werke, die die Groteske und das Absurde nutzen,



Die Kettensäge als Instrument; „Drujba“ von Ion Borș, aufgeführt am Teatrul Spălătorie in Chișinău 2012. © Nata Moraru

um die Verzerrung des Lebens in diesen totalitären Systemen zu zeigen. Sie bedienen sich dabei allerdings nicht ihrer eigenen Erfahrungen, sondern greifen negative Stereotype auf. Die jüngere Generation ist vielleicht auch durch die größere historische Distanz um eine ausgeglichene, realistischere und objektivere Darstellung der Vergangenheit bemüht.

Setzt man den Fokus allerdings nicht mehr auf die Erinnerung an die Sowjetunion, sondern auf die Positionierung in Hinblick auf ihren Nachfolgestaat Russland und auf das neue Machtgefüge nach der Auflösung der Ost-West-Teilung, ändern sich die thematisierten Oppositionen. Der übermächtige große Bruder wird jetzt zu einer Minderheit in der Republik Moldau, oder man bildet gemeinsam die Minderheit in einem neuen Land. Ion Borș konfrontiert in „Drujba“ (Freundschaft, 2012) Vergangenheit und Gegenwart miteinander, verkörpert durch die Sowjetunion und Russland. Er inszeniert die Kontinuität, die Unveränderlichkeit, indem er in seiner Performance mit einer Kettensäge das Weiterbestehen derselben Übermacht und derselben Dominanz und Brutalität inszeniert, nur eben in neuem Gewand. Der russische Geschäftsmann, der sich die Hände nicht dreckig macht, setzt mit weißen Handschuhen genau dieselben Machtmechanismen ein wie zuvor die Sowjetunion.

Die Moldauerin Nicoleta Esinencu wiederum thematisiert in „Fuck You Eu.ro.Pa!“ (2005) den Wechsel, indem die Sowjetunion als Gegenbild von einer neuen Übermacht, nämlich dem vermeintlich erstrebenswerten Europa abgelöst wird. Das Bild der Sowjetunion dient hier der Dekonstruktion des europäischen Traumbildes.

Die in den USA lebende Saviana Stănescu eröffnet mit ihrem Stück „Lenin’s Shoe“ (2010) eine ganz neue Perspektive auf die Thematik, indem sie die Migration ins Spiel bringt. Hier finden sich verschiedene Einwandererfiguren in den USA zusammen, einer neuen

Mehrheitsgesellschaft als Gegenpol gegenüber. Die Protagonistin Jasna arbeitet für einen russischen Geschäftsmann, der ebenfalls als brutal und korrupt beschrieben wird. Die Opposition wird allerdings in einer postsowjetischen Gemeinschaft aufgelöst, die die verschiedenen Einwanderergruppen auch aufgrund der gemeinsamen Vergangenheit und Erfahrungen verbindet.

Anders als in den ersten Beispielen sind diese Werke in der unmittelbaren Vergangenheit oder Gegenwart angesiedelt und thematisieren auch die eigenen Erfahrungen mit der Sowjetunion und Russland, wie die Kindheitserinnerungen der Autorin in „Fuck You Eu.ro.Pa!“. Doch auch diese persönlichen Erfahrungen werden zu Stereotypen stilisiert, und Bilder aus dem kulturellen Gedächtnis werden wieder aufgegriffen. Auch hier sind die Figuren dominant, gewalttätig und mächtig - und werden abgelehnt. Aber die Position der sowjetischen und russischen Figur gegenüber verändert sich. So wehrt sich „Drujba“ gegen diese neuerliche Übermacht, hier wird sie buchstäblich zersägt. In „Fuck You Eu.ro.Pa!“ schwindet mit dem Machtverlust nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion auch die Ablehnung, und es kann eine Art Aussöhnung stattfinden. Die Figuren werden nicht mehr gestürzt, man versucht, sich ihnen gegenüber auf Augenhöhe zu stellen. Es ist eher eine langsame Annäherung durch Wiederholung und Solidarisierung. Die Fremdbilder transportieren die Einsicht, dass man sich eben von dieser sowjetischen Vergangenheit nicht distanzieren kann, dass man diese Erfahrung nicht abwerfen und sich nicht lossagen kann. Stattdessen wirkt sie als einigendes Band. Denn auch wenn diese Abwehr der russischen Übermacht gelingt, finden sich die Figuren nun gemeinsam mit den Folgen dieses Wandels und der Migration konfrontiert und finden sich in einer ausweglosen Situation wieder.

Die Werke sind sehr stark in der Realität verhaftet, die eben nicht komisch und märchenhaft verzerrt, sondern direkt und ungeschönt dargestellt wird. Ganz im Gegenteil, die Darstellung entbehrt jeder Komik, es findet sich hier keine Leichtigkeit oder Verspieltheit, stattdessen zirkuläre Strukturen und Wiederholungen, die ein Festsitzen und eine Stagnation ausdrücken. Einzig Saviana Stănescu liefert eine positive Perspektive, durch das Erkennen, dass man eben gemeinsam in dieser Situation des Übergangs gefangen ist, jeder um einen Ausweg kämpft und man sich zusammen in einer Art post-sowjetischer Schicksalsgemeinschaft wiederfindet. Und hier scheint dieses geteilte Leid kurzzeitig auch schon fast ein halbes Leid zu sein, wenn diese Illusion auch schlussendlich mit einer Explosion ausgelöscht wird.

Dr. Carola Heinrich ist OeAD-Lektorin am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Comenius-Universität in Preßburg/Bratislava. Zuletzt veröffentlichte sie im Olms-Verlag die Studie „Was bleibt? Zur Inszenierung von Gedächtnis und Identität im postsowjetischen Kuba und Rumänien“.

Das pittoreske Bessarabien

VON ROMANIȚA CONSTANTINESCU

„Pittoresk“ war ein strategischer Begriff zur Förderung der Bekanntheit des jungen Fürstentums Rumänien, des späteren Rumänischen Königreiches, außerhalb seiner Grenzen und für eine angemessene Situierung der Rumänen in der politischen Landschaft Europas. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts sollte er die Vorstellung über das Land positiv beeinflussen. Der Begründer dieses Images ist Alexandru Vlahuță mit seinen Reiseerinnerungen „România pitorească“ (Das pittoreske Rumänien, 1901). Nach 1918 wurde dieselbe Strategie, die sich als erfolgreich erwiesen hatte, auf die peripheren neuen Provinzen Rumäniens angewandt, die nicht ausreichend bekannt waren, aber mit Sympathie betrachtet werden sollten. Nach 1918 war das pittoreske Rumäniens also „längs der Grenze“ zu suchen.

Das von Vlahuță auf den Weg gebrachte Projekt wurde nach der Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien im Jahre 1918 auch rechts des Pruths, jenseits der alten Grenze, mit Begeisterung ins Werk gesetzt, war jedoch von Anfang an von Misstrauen begleitet. Es stellt sich die Frage, ob ausgerechnet das Pittoreske als poetische Basis einer national-territorialen Kohäsion im Neuen Königreich dienen könne. Noch bei Vlahuță drohte die Annäherung an die östliche Grenze das Vertrauen des Reisenden in die Landschaft zu unterminieren. Der Pruth war ein Fluss, dem es an Schönheit fehlte. Sein Tal war nicht pittoresk, trotz manches Hains von Trauerweiden oder vereinzelter Eichengehölze. Die Natur war bedrohlich: An den Ufern des Pruths konnte aus Furcht vor Überschwemmungen und Wandervölkern keine Stadt erblühen. Die Folklore – selbst die der Grenzer – verfluchte den Fluss. Eine wichtige Rolle bei der Mäßigung des feierlichen Überschwangs des Pittoresken an der östlichen Grenze spielte auch das Bewusstsein der ethnischen Gemeinschaften der Moldauer und Bessarabier, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch den Pruth getrennt waren.

Dem Vlahuță-Modell verpflichtet, bemühten sich rumänische Geographen wie Ion Th. Simionescu oder Simion Mehedinți, das Dnjestr-Tal unter Berücksichtigung des ästhetischen Kanons des Pittoresken zu beschreiben. Dies bedeutete in erster Linie, den Unterschied zwischen den bekannten Landschaften und jenen unbekanntem jenseits des Pruth zu verringern. Beim Versuch der Neuschreibung des pittoresken Groß-Rumäniens werden sogar für die östliche

Außengrenze am Dnjestr schmeichelhafte Entsprechungen gefunden. Das Dnjestr-Tal wird mit den bekannten Gebieten Europas gleichgesetzt. Diese Vergleiche dienen der Integration einer wenig bekannten, unsicheren, zweifelhaften und schwer zugänglichen Grenzlandschaft des Randes in die Geographie ‚anerkannter‘ Landschaften. Dem Verlauf des Dnjestr von dem im Norden Bessarabiens gelegenen Naslavcea bis zur Mündung ins Schwarze Meer folgend, entdeckte Ion Th. Simionescu in „Pitorescul României“ (Das Pittoreske Rumäniens, 1939) am rumänischen Ufer, an dem die Rinder weiden, „ein Stück Tirol“; darüber hinaus gleiche das Dnjestr-Tal dem Tal der Mosel in den Ardennen:

„[D]ort wie hier umschließen hohe Mauern das Tal, den Fluss, so dass sich das Wasser nicht wütend verströmen kann. Und die außergewöhnlichen klimatischen Bedingungen fügen noch eine Vielfalt von Details hinzu, schöner bei uns, und nicht nur deshalb schöner, weil sie bei uns sind.“

In einem anderen Abschnitt erinnere der Dnjestr, „ohne dass allzu großes Vorstellungsvermögen erforderlich wäre, an Teile des Tals der Elbe, wie sie durch die Sächsische Schweiz fließt“ oder auch an die Loire mit ihren Wehrburgen. Die Festung von Hotin, verwei-



Der Pruth zwischen dem rumänischen Verwaltungskreis Botoșani und dem moldauischen Rajon Glodeni.
Foto: Terraflorin / CC BY-SA 3.0

se den Leser trotz ihres Minarets gar nach Schottland. Die roten Felsen, zwischen denen sich das Wasser seinen Weg bahnt, seien die gleichen wie in Finnland. Simion Mehedinți erinnerte der Grenzfluss Dnjestr in einem Rundfunkbeitrag von 1935 „in einiger Hinsicht an den

Rhein zwischen Mainz und Bonn, den Rhein der Schlösser und Legenden“. Jeder rumänische Fluss, der etwas auf sich hält, strebe danach, „ein zweiter Rhein“ zu werden. Die Geographen fühlten sich geradezu verpflichtet, die erinnerungswürdigen Landschaften in ausgesuchten Worten zu beschreiben und somit die ersten Hymnen einer spektakulären geologischen Geschichte zu komponieren. Man erblickt hier den Versuch, die Furcht vor einem entfernten Landstrich, der als gefährlich und feindselig empfunden wird, zu mindern und diesen in die nationale (und europäische) Geographie zu integrieren. Die Rumänen versuchten, die Grenze ihrer Welt ein kleines Stück weiter weg zu rücken, so dass die Schnittstelle zwischen den Welten nicht etwa in den eigenen Vor-



Die vom moldauischen Fürsten Stefan dem Großen im 15. Jahrhundert errichtete Festung Hotin (ukr. Chotyń) am Dnjestr aus südlicher Richtung.
Foto: Sergiy Kovalenko KP / CC BY-SA 4.0

garten fällt. Dies gilt auch für den Dichter Ion Pillat, der trotz seiner Enttäuschung über die bessarabischen Straßen und die Stadt Hotin (1929) gerne eine – natürlich pittoreske – Reportage für das „Geographic National Magazine“ (das er aus New York bezog) schreiben wollte, wie er Marie I. I. Pillat in seinem Brief vom 6. September 1929 berichtete:

„Wenn ich einen guten Fotografen fände (man könnte auch Farbfotos machen) und einen passablen Wagen (denn eine Eisenbahn gibt es nicht), würde ich einen Artikel verfassen für das ‚Geographic‘ Magazine [sic] unter dem Titel: Die rumänischen mittelalterlichen Festungen am Dnjestr (Hotin, Soroca, Orhei, Tighina, Cetatea Albă), mit einem kurzen historischen Abriss, worin deren Bedeutung für die Verteidigung des Abendlandes wider die tatarischen Horden aus Asien hervorzuheben wäre, und eine pittoreske Beschreibung der aktuellen Dnjestr-Grenze vornehmen – der neuen Trennlinie Europas gegenüber dem asiatischen Bolschewismus. Denn sieh, ich glaube, das wäre die beste künstlerische Heimat-Propaganda. Die amerikanische Zeitschrift hat eine Million Leser.“

Viele Reisereportagen vergleichen die Landschaft Bessarabiens mit der rumänischen Landschaft: An

Bessarabien sei also nichts Exotisches. Ion Th. Simionescu notiert: „Zumindest beim ersten Mal, da ich meinen Fuß auf diesen Boden setzte, schien er mir eine bekannte Landschaft zu sein. (...) Mir schien, ich befände mich auf dem Felsmassiv über Deleni am Sereth.“

Den gleichen Eindruck hinterlässt die Gegend auch bei Vadul Raşcului: „[A]lles, aber auch alles lässt dich glauben, du seiest irgendwo in der Moldau am Sereth. Keinerlei Unterschied, weder in der Gewandung, noch in den Gewohnheiten, obwohl du am Ufer des Dnjestr stehst.“

Auch Mehedinți fühlt sich verpflichtet, die Ähnlichkeit zwischen Peripherie und Zentrum hervorzuheben, zwischen vertrauter und nicht vertrauter Geographie:

„Wenn man hinabgestiegen ist bis ans Ufer des Dnjestr und dann zurückblickt, lassen die schroffen, waldbestandenen Abhänge einen glauben, man sei in wer weiß welchem den Karpaten benachbarten Dorf.“ Die gleiche Beobachtung macht Ion Pillat, der jenseits des Dnjestr auf sowjetischer Seite die gleichen Häuser „wie bei uns“ entdeckt, die gleichen Kleidungen, die gleichen Beschäftigungen. Mehr noch, man hört von jenseits des Flusses „dieselbe süße moldauische Mundart“, obgleich es den Menschen nicht erlaubt ist – und das erweckt das Mitleid des Geographen – sich über den Fluss hinweg zu unterhalten. Der Geograph kann die Staatsgrenzen nicht ändern, doch er kann das öffentliche Bewusstsein entgrenzen und die Vorurteile hinsichtlich der Ränder und jener Peripherien beseitigen, die einstweilen noch we-

nig vertrauenseinflößend sind. Die Integration der Peripherie geschieht mittels der Formel des Pittoresken, Teil einer wahrhaften *Poetik der Kohäsion*.

Dennoch zeitigt die reflexartige Neuschreibung der Grenzlandschaft nach der pittoresken Formel an dem Dnjestr nicht immer Erfolge. Die Grenze ist hier kein passierbarer Ort, kein einladender Übergang. Die geologische Spannung der von den Wassern durchdrungenen Erde – die pittoreske Spannung also – ist von der pittoresken Anwesenheit von Menschen keineswegs gemäßigt. Die natürliche Landschaft, mit all ihrer geologischen Dramatik, welche die Geographen detailreich vor uns ausbreiten, ist nur in geringem Maße eine solche für Ferien oder Sport, sie ist zu wenig geeignet für eine Vergnügungsreise, sondern vielmehr eine von Konflikten gezeichnete Landschaft.

Die Wohnstätte ist auf jedem Schritt bedroht: Die Ufer stürzen ein, eine Kirche neigt sich über den Rand des Ufers, darauf wartend, mit hinab zu sinken. Der Reisende verzeichnet Ruin und Zerfall. Angesichts solcher Katastrophen kommt das Bild des im Fluss schwankenden Turmes nicht völlig überraschend, wie es der Schriftsteller Dimitrie Iov 1935 in einer Radiosendung formulierte: „Es war eine alte Kirche, die friedliche Wogen

durchwanderte. Tag und Nacht läutete im Glockenturm unausgesetzt ein vor Angst verrückt gewordener Sakristan die Glocke, und auf dem mit alten Schindeln gedeckten Dach krächte ein unbeweglicher Hahn und verkündete Gefahr. Es war ein biblisches Ereignis, das auf dem Wasser dahinreiste, sich in den dichten Biegungen verlierend und erscheinend wie in den Wirren der Apokalypse.“

Die Orte sind böse und „unbeseelt“, schreibt Simionescu. Aus der Landschaft liest man nun ein anderes Bild, jenes der „Sandwüsten der Sahara“. Das abrupte und in sämtliche Farben der sedimentären Schichten geschnittene Ufer des Dnjestr ist laut Mehedinți in seinem Rundfunkbeitrag von 1935 ein „Schützengraben“ auf einem Schlachtfeld:

„Wunderbare Grenze! Stellt euch einen riesigen, hundert oder zweihundert Meter tiefen Graben vor – mal breiter, mal schmaler – er gleicht einem gigantischen Schützengraben, der, einmal ausgehoben, auf ewig wahren soll, immer bereit sein für den Krieg zwischen diesen beiden verschiedenen Welten. Treffend gesagt, weil hier Europa endet und eine andere, aber auch gänzlich andere Welt beginnt als jene europäische.“

Der Dnjestr ist „verräterisch, niederträchtig, boshaft“, heißt es bei Vasile Voiculescu in dem Gedicht „Chiromanție“ (Lesen aus der Hand, 1937), verflucht wie ein Vierteljahrhundert zuvor der Pruth. Am Dnjestr zeichnet sich eine humanitäre Katastrophe ab. Wie bis 1918 der Fluss Pruth, reißt nun die neue Grenze am Dnjestr Familien auseinander. Die neue Grenze wird immer undurchlässiger, unüberwindbar. 1935 entstand am linken Ufer des Flusses Dnjestr der erste *Eiserne Vorhang* zwischen der UdSSR und dem Westen. Die Bevölkerung aus den Grenzdörfern Transnistriens wurde deportiert, die Häuser, die man noch von rumänischer Seite aus sehen konnte, wurden abgerissen und an ihrer Stelle eine meterhohe Mauer errichtet. Sie diente keinem defensiven Zweck, sondern sollte eine Abwanderung der Bevölkerung verhindern wie später die Berliner Mauer.

Diese humanitäre Katastrophe an der östlichen Grenze kündigt sich in literarischen Schriften als Naturkatastrophe an. Die Dnjestr-Brücke von Tighina stürzt in sich zusammen und blockiert, genau wie jene flussauswärts in Moghilew, den schiffbaren Weg: „Der Strom fließt durch die Trümmer, wie durch ein breites Sieb, in dem man nichts fangen kann außer den Dampfern.“, schreibt der Schriftsteller und Journalist Geo Bogza in seinem Reportagen-Band „Țări de piatră, de foc și de pământ“ (Länder von Stein, Feuer und Erde, 1939). Man kann den Fluss nicht mehr überqueren, stellt Simionescu fest, er trennt nun „zwei verschiedene Begriffe des politischen Lebens“ voneinander. Aber man gelangt auch nicht mehr an sein Ufer, selbst die Wege zur Grenze wurden aufgegeben.

Nur wenige wagen sich noch bis an den Fluss, niemals nachts, und auch nur, um ihre jenseits zurückgelassenen Familien und Höfe zu sehen, denn, so Bogza, der „Dnjestr ist ein Strom des Todes, ohne Richtspruch, ohne Zeremoniell.“ Simionescu berichtet vom Drama eines



Die eingestürzte Dnjestr-Brücke bei Tighina. (Zeitgenössische Postkarte)

Transnistriers, der ans rumänische Ufer gelangt, aber aus Angst vor den Grenzen nicht mit den Seinigen sprechen kann. Man kann nur schauen. Der Verlauf des Dnjestr inspiriert den Reporter Geo Bogza zu seinen entschiedenen Anti-Baedeker-Seiten, die von besonderer Gewalt sind. Für Mircea Eliade, der eine Rezension des Reportage-Bandes von Bogza schrieb, ist dessen „Verzweiflung“ die verbitterte Reaktion auf die Doktrin des patriotischen Pittoresken:

„Ich weiß nicht, ob Herrn Geo Bogza in seiner Adoleszenz irgendwann einmal Vlahuțas *Das pittoreske Rumänien* gefallen hat, doch ich bin sicher, dass es ihm heute schwerfiele, daraus zu rezitieren. Nicht nur, weil die literarische Kunst dieser beiden ‚Reporter‘ zur Gänze gegensätzlich ist, sondern vor allem des Umstandes halber, dass Herrn Geo Bogza die idyllische Landschaft, die Pastelltöne heftig widerstreben, ‚die Bergwiese mit dem Blütenschmelz‘ und jene ‚Tausende von heiter lachenden Blümchen‘, mit denen die ‚spezifisch‘ rumänische Landschaft zu identifizieren wir uns angewöhnt haben. In dem Buch des Herrn Bogza gibt es sehr wenige Blumen, und ich weiß nicht, ob darinnen irgendjemand lächelt.“ (Mircea Eliade: „Imagini dintr‘o Românie aspră“ [Bilder eines rauhen Rumäniens, 1940])

Dr. Romanița Constantinescu ist Stiftungslektorin für Rumänisch am Romanischen Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Im Polirom-Verlag erschien 2009 ihre Studie „Pași pe graniță: studii despre imaginarul românesc al frontierei“ (Schritte auf der Grenzlinie: Studien über das rumänische Imaginäre von Grenzen). Zusammen mit Silvia Irina Zimmermann übersetzte und edierte sie den Briefwechsel des ersten Königspaares Rumäniens (Humanitas-Verlag Bukarest, 2020 und 2021).

Von Glaskästen, Schlaglöchern und Gartenparties

VON JENNIFER FRANK, HENRI KOBLISCHKE, MICHAEL KÖHLER UND MIRIAM PFEIFFER

Die Sommerschule „Identitätsdiskurse in multikulturellen Räumen“ wurde vom Moldova-Institut Leipzig organisiert und fand vom 22. August bis 12. September 2021 in Chişinău und Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) statt. Themen waren die (Nicht-)Existenz der moldauischen Sprache, die Instrumentalisierung der um sie geführten Kontroverse und die hieraus resultierende Spaltung der Gesellschaft in verschiedene Gruppen. Dies erörterten wir bei Treffen mit Medienschaffenden, Schriftstellern, Politikern und jungen Menschen. Teil der Sommerschule war ebenfalls ein Rumänischkurs sowie Ausflüge nach Gagausien, Transnistrien und ehemals bessarabiendeutsche Dörfer.

Es ist eine laue Sommernacht in Chişinău. Im Hinterhof eines Restaurants steuert eine ältere Dame auf eine Reihe von Blumentöpfen zu, um mit ihrer grünen Gießkanne Geranien zu gießen. Erkennt sie uns, die wir im verglasten Pavillon sitzen, man könnte auch sagen „im Glaskasten“?

Wir, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Sommerschule, dinieren an diesem Abend zusammen mit einem jungen, erfolgreichen Politiker der regierenden Partei Aktion und Solidarität (PAS) sowie mit Alumni der Friedrich-Ebert-Stiftung. Hier, in unserem Glaskasten, kann uns jede im Hof vorbeigehende Person beobachten: Wir sind eine bunt zusammengewürfelte Gruppe, die nicht so recht zu den übrigen Gästen passt. Einige von uns tauschen unbehagliche Blicke aus. Wir haben uns von Beobachtern zu Beobachteten verwandelt. Die neue Situation löst einen Perspektivwechsel aus. Zudem wird uns durch das Sitzen im gläsernen Pavillon vor Augen geführt, wie abgekapselt und weit entfernt der Mikrokosmos Sommerschule doch vom realen Leben der Menschen ist. Das ist ein Problem, denn im Rahmen der Sommerschule wollen wir „Identitätsdiskurse in multikulturellen Räumen“ verstehen lernen. In einem abgeschotteten Raum ist dies nicht möglich. Deshalb sollte es unsere Aufgabe sein, die Perspektive der Moldauer kennenzulernen, indem wir uns mit ihnen unterhalten, also gemeinsam über unsere Innen- und Außen-sichtweise reflektieren.

Hierzu ein Beispiel: Einige Teilnehmer besuchten eine spontane Gartenparty in Chişinău und unterhielten sich am Lagerfeuer auf Englisch mit einem Moldauer Ende zwanzig über unsere Sommerschule und Erfahrungen. Ein Teilnehmer erzählte von seinen Eindrücken in Transnistrien und meinte, er sei über die „pro-russische Atmosphäre“ schockiert gewesen. Sein moldauischer Gesprächspartner, der als Erstsprache Russisch spricht, fühlte sich

daraufhin sichtbar unwohl und empörte sich: Warum sollten wir bestimmen, was „pro-russisch“ sei, welche Identität andere Menschen haben. Er zumindest sei „pro-russisch“, weil seine Erstsprache Russisch sei. Diese Situation verdeutlichte uns eindrücklich, wie Zuschreibungen von kollektiven Identitäten divergieren und so zu Missverständnissen führen können. Das Attribut „pro-russisch“ wurde hier grundlegend verschieden verstanden: Während der Teilnehmer der Sommerschule ihn als Bezeichnung für eine politische Haltung verwendete, identifizierte sein Gesprächspartner hiermit seine sprachliche Zugehörigkeit zur Gruppe der russischsprachigen Menschen in der Republik Moldau.

Diese Episode veranschaulicht, dass wir unsere Standpunkte reflektieren müssen, denn unsere Perspektive bestimmt wesentlich unsere Wahrnehmung, mithin also das, was wir sehen, aber auch herausfiltern, ausblenden und übersehen. Nur so kann es gelingen, blinde Flecken zu bemerken, die Aufmerksamkeit zu schärfen und den eigenen Blickwinkel zu erweitern. Wie also blicken wir als Gruppe auf den Raum Moldau, den wir besser verstehen wollen?

Wir nehmen die Republik Moldau primär als „osteuropäisches“ Land wahr. Im Kontext des kulturellen Konstrukts „Europa“ wird „osteuropäisch“ häufig nicht als „legitim europäisch“ gelesen. Bekannte Topoi dieser „Illegitimität“ bergen die Idee in sich, dass die Regionen des östlichen Europa infrastrukturell und die dort lebenden Menschen kulturell weniger entwickelt seien, dass sie dem Fortschritt des westlichen Europas und westlicher Industrienationen hinterherhinken würden. Diese vermeintliche Rückständigkeit wird bis heute häufig als Spätfolge des Sozialismus gedeutet. Diese Selbstverortung des westlichen Europas, Teil „fortschrittlicher“ Nationen zu sein, prägt zwangsläufig auch die Erfahrungen in Westeuropa



*Graffiti in Chişinău als Ausdruck von Identifikation im öffentlichen Raum: Die Diskurse auf der Straße und im akademischen Kontext liegen oftmals weit auseinander.
Foto: Miriam Pfeiffer*

sozialisierter Menschen, wenn diese ins östliche Europa reisen. Dies hängt auch damit zusammen, dass eines der primären Medien dieser Konstruktion lange Zeit der Reisebericht war. Im Rahmen der Aufklärung wurde der geschriebene Bericht westeuropäischer Gelehrter und junger Adelliger über ihre Reisen in den „Osten“ zu einem wichtigen Element des westeuropäischen Literaturkanons. Dies prägt unsere Wahrnehmung und auch unseren Versuch eines Reiseberichts bis heute.

Hieraus speist sich eine ambivalente Neugierde: Wir nehmen „Osteuropa“ und „die Moldau“ als faszinierend andersartig war. Es stellt sich die Frage, ob wir diesen Eindruck produzieren oder aber bereits vorhandene Vorstellungen reproduzieren. Einen traurigen Tiefpunkt dieser Faszination stellte unsere bereits erwähnte Exkursion nach Transnistrien dar. Der Programmpunkt wurde von verschiedenen Personen als „Reise in die Vergangenheit der Sowjetunion“ angekündigt. „Rückständigkeit“ trifft hier auf „Tourismusparadies“. Das Dasein Transnistriens als De-facto-Staat mit einem „frozen conflict“ tat sein Übriges, das Bild zu bestätigen. Das Narrativ eines vermeintlich bestechend exotischen Transnistriens wird unter anderem von Besuchern wie uns aufrechterhalten, die dadurch performativ seinen hybriden status quo festigen.

Während eines weiteren Programmpunkts kamen wir mit der Autorin und Philosophin Tamara Cărauş ins Gespräch. Cărauş hielt uns vor, durch unsere Beobachtungsversuche Identitätsdiskurse zu reproduzieren und aufzuwärmen, obwohl es doch eigentlich gälte, diese zu überwinden. Festgefahrene Zuschreibungen wie ethnische oder nationale Identitäten, wie sie sich beispielsweise an Zensusdaten ablesen ließen, seien fehl am Platz. Unser Vorhaben scheitere schon an der Fragestellung. Vielleicht also kann eine Dekonstruktion kollektiver Identitäten ein erster Schritt zur Überwindung festgefahrener Kategorien sein.

Der Fokus auf „Identitätsdiskurse in multikulturellen Räumen“ sollte nicht dazu führen, dass Erfahrungen schablonenhaft interpretiert werden und vor allem nicht den Blick auf andere Aspekte versperren. Dabei gilt es offen zu bleiben für tiefere und komplexere Wahrnehmungen der Moldauer, die womöglich eine akkuratere Beschreibung der Verhältnisse in der Republik Moldau liefern.

Unabhängig von der Erstsprache werden die Lebensverhältnisse auch durch das Stadt-Land-Gefälle bestimmt. Die Schlaglöcher, die wir auf unseren Ausflügen auf den Landstraßen zu spüren bekommen, zeigen den bescheidenen Zustand der Infrastruktur im ländlichen Raum. In der Hauptstadt ist dies weniger zu bemerken. Zudem macht der Bevölkerungsschwund auf dem Land den Menschen zu schaffen. In dem Dorf Alexanderfeld erzählt die Bürgermeisterin von der administrativen Neuorganisation der Dörfer, im Zuge derer die Zusammenlegung verschiedener Bereiche seit Jahren voranschreite. Die nächste Arztpraxis sei Kilometer entfernt, zwei Krankenschwestern kämen wöchentlich vorbei, die weiterführende Schule liege in der nächsten Ortschaft. Die

Leute in der Region, so erzählt die Bürgermeisterin, seien unterschiedlicher Herkunft, und zählt uns ihre verschiedenen ethnischen Zugehörigkeiten auf. Während



Monumente dienen der Identitätskonstruktion von Gruppen. Was sagt uns die Präsenz Lenins neben einer Tankstelle in Comrat, Hauptstadt der Autonomen Territorialen Einheit Gagausien?

Foto: Henri Koblischke

wir anschließend die Dorfstraße entlangschlendern und die Häuser der früheren deutschen Bewohner betrachten, klingen Fragen nach der Verkehrssprache mit der Zentralregierung nebensächlich. Die Stadt ist weit weg, der Unterschied zwischen Stadt und Land prägend und die alltäglichen Probleme für alle Dorfbewohner ähnlich – unabhängig von ethnischer Zugehörigkeit und Sprache.

In Bălţi besuchten wir das Mihai Eminescu-Lyzeum, eine elitäre Schule mit Unterrichtssprache Rumänisch und der zusätzlichen Wahl zwischen mehreren Fremdsprachen. Eine Gruppe Schülerinnen und Schüler, die Deutsch lernen, war auserwählt, uns einen Vortrag über die Stadt zu halten und in der anschließenden Diskussion Fragen zu beantworten. Die anwesenden Deutschlehrerinnen und die Rektorin sind sichtlich bemüht, das Bild einer der EU zugewandten Bildungseinrichtung zu vermitteln, betonen die bei Olympiaden gewonnenen Preise und rühmen sich, die besten Schüler der Region zu unterrichten. Worauf die guten Leistungen zurückzuführen seien, fragt jemand aus der Gruppe. „Die Schüler, die zu schlecht sind, merken das selbst und gehen“, kommt prompt die Antwort einer Lehrkraft. Sollten sich die Schülerinnen und Schüler über diese Aussage wundern, so sprechen sie es unter den wachsamen Augen ihrer Lehrerinnen nicht aus. Ob das ein tragbares Konzept ist, um Bildungsgleichheit zu erzielen, diskutierten wir später in Bus. Ist es nicht gerade die Aufgabe der Lehrpersonen, die Lernenden soweit es geht individuell zu unterstützen, statt sie wegzuschicken und nur die ohnehin Privilegierten zu fördern – zumal als öffentliche

Schule? Es bleibt sehr wenig von dem uns präsentierten Schein der Eliteschule, die den Jugendlichen einen guten Start an der Universität und in der Arbeitswelt im In- und Ausland ermöglichen soll. Deutlich präsenter ist der Eindruck, dass Bildung und damit die Zukunft junger Menschen – genau wie in Deutschland – im Wesentlichen von der Förderung im Elternhaus, dem Wohnort und seinem sozialen Umfeld sowie glücklichen Umständen abhängt und sich dadurch selbst bedingt.



Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Sommerschule im Gespräch mit Liubov Arnautova, Bürgermeisterin der 1908 von Bessarabiendeutschen gegründeten Siedlung Alexanderfeld.
Foto: Josef Sallanz

Erst bei den informellen Gesprächen mit den Schülerinnen und Schülern im Anschluss, unbeobachtet von schulischen Autoritätspersonen, wird das gezeichnete Bild von der Schule um weitere Nuancen ergänzt. Die meisten der Schüler kommen aus der Stadt und nicht aus den umliegenden Dörfern. Und Bălți ist eine Stadt, in der die Mehrheit der Bevölkerung zu Hause Russisch spricht. So auch die meisten der Jugendlichen, im Gegensatz zu ihren Lehrkräften, die fast ausschließlich Rumänisch als Erstsprache sprechen. Ob auch die jeweilige Muttersprache gefördert wird? „Unsere Zukunft liegt in Europa“, antwortet im Gespräch wie einstudiert die Schülerin, die das Referat gehalten hat, als sie nach ihrer Schulwahl gefragt wird. Wenig später, wir reden über die Bedeutung der Muttersprache, bemerkt sie allerdings: „Ich weiß auch nicht, was die Leute immer gegen Russisch haben.“ Als sie feststellt, dass auch eine der Teilnehmerinnen der Sommerschule zuhause Russisch spricht, leuchten ihre Augen. Ja, es gibt Sprachkonflikte, aber viel öfter gibt es sie auch nicht – gerade in den vielen Fällen, in denen sie keine Kommunikationsbarriere darstellen. Deshalb zerbricht das Narrativ „Russisch vs. Rumänisch“ häufig an den Lebenswirklichkeiten.

Apropos Lebenswirklichkeiten. Vor dem Hintergrund ihrer alltäglichen Anliegen (gute Bildung, funktionierendes Gesundheitssystem, Pressefreiheit) beschäftigte unsere Diskutanten auch die politische Großwetterlage. Im

Vorfeld der Sommerschule gewann die PAS die Parlamentswahlen mit absoluter Mehrheit. Bei vielen unserer Gesprächspartner löste die neue Regierung vorsichtigen Optimismus aus. Sie erhofften sich, dass die PAS ein funktionierendes Gemeinwesen aufbauen und die Korruption in Politik und Verwaltung energisch bekämpfen wird. Ein Kernstück dafür ist die Schaffung einer unabhängigen Justiz. Hierbei muss die Regierung allerdings einen Balanceakt vollführen: Sie müsse einerseits die „faulen Äpfel“, wie es der Analyst Iulian Groza ausdrückte, entlassen. Andererseits müsse dies aber verfassungskonform geschehen wie die stellvertretende PAS-Vorsitzende, Liliana Nicolăescu-Onofrei, herausstellte. Die neue Regierung muss also unter Beweis stellen, dass sie nicht nur das eigene Personal im Staatsapparat unterbringt, sondern dass die Justiz auch tatsächlich besser und unabhängiger arbeiten wird.

Mit der Wirtschafts- und Sozialpolitik skizzierte Nicolăescu-Onofrei ein weiteres Handlungsfeld der neuen Regierung. Ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung lebt am Existenzminimum, arbeitet für geringe Löhne und leidet unter der maroden Infrastruktur, regional beispielsweise auch an einem unzureichenden Zugang zu sauberem Trinkwasser. Dan Perciun, Vorsitzender des Parlamentsausschusses für Soziale Sicherheit, Gesundheit und Familie, schilderte uns, was die Regierungsmehrheit dem entgegenzusetzen gedenkt. Er ging zum einen auf die Erhöhung der Mindestrenten von 30 bis 40 auf 100 Euro pro Monat ein, was die sozial vulnerable Gruppe der Rentner des Landes schützen solle, zum anderen auf Überlegungen zur Erhöhung des Mindestlohns. Langfristig müsse die Abwanderung, gerade von jungen Leuten gestoppt werden, so Perciun. Dafür müsse aber eine vergleichbare Wirtschaftsleistung wie in den Nachbarländern Ukraine und Rumänien gewährleistet werden. Um dieses Ziel zu erreichen, bedürfe es ein jährliches Wirtschaftswachstum von rund zehn Prozent. Es stellt sich die Frage, ob dies nicht die eigentliche Herausforderung ist, vor der die Republik Moldau steht.

Jennifer Frank absolviert den Master-Studiengang Osteuropäische Geschichte in Göttingen.

Henri Koblischke strebt den Master in Osteuropastudien an der Freien Universität Berlin an.

Michael Köhler hat das Erste Staatsexamen für das Lehramt an Regelschulen mit den Fächern evangelische Religionslehre und Geschichte in Jena abgeschlossen.

Miriam Pfeiffer ist Studentin der Romanistik und Philosophie sowie Medizin in Jena.

Das vollständige Programm der Sommerschule ist hier abrufbar: <https://www.moldova-institut.org/sommerschule-21-programm>

Die römisch-katholische Kirche von Malkotsch

VON HARTMUT KNOPP

Im Norden der rumänischen Dobrudscha, unweit des Donaudeltas, verfällt eine Kirche. Dies geschieht sicher an vielen Orten auf der Welt – inwieweit betrifft dies nun deutsches Kulturerbe, aber auch das von Rumänien? Die St. Georgs-Kirche in Malkotsch/Malcoci wurde um das Jahr 1870 gebaut und ist eines der wichtigsten baulichen Zeugnisse der Geschichte und Kultur deutscher Siedler in der Dobrudscha.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es in Südwestdeutschland und dem Raum Westpreußen zu einer starken Auswanderungswelle nach Russland gekommen. Diese war durch die napoleonischen Kriege, Naturkatastrophen – das Jahr ohne Sommer – und religiöse Spannungen hervorgerufen worden. Das Angebot des Zaren, großzügig Ländereien zur Verfügung zu stellen, Religionsfreiheit und Befreiung vom Wehrdienst zu garantieren, führten zu Gründung zahlreicher deutscher Siedlungen in Neurussland und dem Gouvernement Bessarabien. Die zunehmende Landnot aufgrund des enormen Kinderreichtums in den aufblühenden Ortschaften und die Zurücknahme einiger Privilegien durch den Zaren veranlasste deutsche Siedler südlich des Donaudeltas in die damals noch osmanisch beherrschte, ab 1878 rumänische Dobrudscha weiterzuwandern. Ursprünglich waren ihre Bewohner etwa dreißig Jahre lang hauptsächlich in Bessarabien ansässig, ehe sie von dort aus weiterzogen. In der Dobrudscha, einer Vielvölkerregion mit rund 15 unterschiedlichen Ethnien siedelten sie für etwa 100 Jahre. Die Dobrudschadeutschen waren die letzte Gruppe deutscher Siedler in Osteuropa. 1940 wurden sie geschlossen in das Deutsche Reich umgesiedelt.

Ihre erste eigenständige Siedlung war Malkotsch in der Norddobrudscha. Die vorwiegend katholische Bevölkerung begann in Malkotsch ab 1873 mit dem Bau einer großen Kirche, die erst 1902 mit dem Turmbau, dem höchsten in der Dobrudscha, vollendet werden konnte. Heute ist die Kirche nicht mehr nutzbar. Der Außenbereich ist verwildert, das Dach eingestürzt, und in den Längswänden zeigen sich Risse im Mauerwerk. Der Kirchensaal ist vollständig geplündert. Der Verfall hat sich in den letzten Jahren zunehmend beschleunigt. Nur wenige Deutsche sind nach dem Zweiten Weltkrieg in ihre Heimat zurückgekehrt. Sie sind heute alt und können sich um das verfallende Kulturerbe nicht mehr kümmern. Dennoch ist der Erhalt des immer noch beeindruckenden Bauwerkes prinzipiell möglich, zumal der Turm noch immer in einem ordentlichen Zustand ist.

Wenn nicht bald etwas geschieht, droht hier aber ein architektonisch und historisch bedeutsames Bauwerk

endgültig verloren zu gehen. Dies will eine Reihe von Akteuren in Rumänien und in Deutschland in letzter Stunde verhindern. Die Rettung der St. Georgs-Kirche soll die Erinnerung an das zunehmend aus dem kollektiven Bewusstsein schwindende deutsche Kulturerbe im östlichen Rumänien bewahren helfen. In Rumänien gibt es sonst keinen Ort, an dem sich interessierte Besucher über die kurze, aber wechselhafte Geschichte der Dobrudschadeutschen informieren können. Dies könnte im Rahmen des Projekts „Offene Kirche Malkotsch“ geschehen, dort könnten kulturelle Veranstaltungen und auch wieder Gottesdienste stattfinden. Besucher des Donaudeltas werden heute schon am Ortseingang auf die ehemalige „deutsche Kirche“ hingewiesen.

Auf Initiative der Kreisstadt Tulcea wurde die Kirche inzwischen auf die Liste der Kulturdenkmäler gesetzt. Von Tulcea, der Ortsgemeinde Nufăru, dem Bessarabiendeutschen Verein und der katholischen Kirche als Eigentümer des Gebäudes wird der Versuch unternommen, Fördermittel für eine Restaurierung zu erhalten. Der Bessarabiendeutsche Verein, die Vertretung der Dobrudscha- und Bessarabiendeutschen in Deutschland mit seiner Zentrale in Stuttgart, der Patenstadt des Vereins, unterstützt die Hilfsmaßnahmen.

Nach ihrer Flucht und Vertreibung haben Dobrudscha- und Bessarabiendeutsche mit ihren Pferdegespannen nach den Bombennächten des Zweiten Weltkriegs mitgeholfen, die heutige baden-württembergische Hauptstadt vom Schutt zu befreien und letzteren auf den „Monte Scherbelino“, einem Mahnmal des Krieges, zu transportieren. Heute wollen sie wieder mithelfen, das Kulturerbe der letzten verbliebenen Dobrudschadeutschen in Malkotsch zu erhalten, als ein Zeugnis einer inzwischen untergegangenen bäuerlichen Kulturlandschaft deutscher Siedler im östlichen Europa.

Dr. Hartmut Knopp (geb. 1950), Historiker, war im Schuldienst und an der Universität Stuttgart tätig. Zurzeit ist er der Bundesgeschäftsführer des Bessarabiendeutschen Vereins Stuttgart.



Die Kirchenruine St. Georg in Malkotsch/Malcoci vom Altar aus gesehen. Foto: Josef Sallanz

Partnersuche per Inserat um 1920 in Siebenbürgen

„Eigener Herd ist Goldes wert“

VON DORIS SAVA

Die Siebenbürger Sachsen waren konservativ. Dies betraf auch die Eheschließung mit anderen Ethnien, sodass sprachlich-konfessionelle Mischehen bis zum Zweiten Weltkrieg eine Seltenheit waren. Bei der Partnerwahl spielte das Vermögen eine wichtige Rolle, wobei die Partner gewöhnlich aus dem gleichen Ort oder aus dem Nachbarort stammten. Aber welche Erwartungen an die Partnerwahl und Eheschließung sind bei den Siebenbürger Sachsen vor 100 Jahren auszumachen? Heirats- und Bekannftschaftsanzeigen sind eine leicht zugängliche Quelle, um gesellschaftliche Wert- und Normvorstellungen, familiäre und soziale Erwartungen sowie Kriterien bei Partnerwahl und Eheschließung zu untersuchen. Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“

(SDT), 1868 in Hermannstadt/Sibiu als erste Tageszeitung Siebenbürgens und wichtigstes Presseorgan der deutschen Minderheit gegründet, veröffentlichte regelmäßig Kontaktanzeigen. Aufgrund der großen regionalen Reichweite der Zeitung wird auch bei einem kleineren Materialumfang deutlich, welche Konzepte von Ehe und/oder Partnerschaft diese Anzeigen aufzeigen und wie sich die Kategorien *Selbst-*, *Partner-* und *Beziehungsbeschreibung* ausnehmen. Offensichtlich ist, dass traditionelle und ökonomische Gesichtspunkte bei der Partnersuche relevant sind und dass die Vorstellungen von Partnerschaft von herkömmlichen Denkmustern geprägt sind.

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde über nachbarschaftliche Kontakte, Geschäftskontakte und Empfehlungen hinaus auch über Heirats- und Bekannftschaftsanzeigen nach adäquaten Partnern gesucht. Da die Mitgift eine der Voraussetzungen für die Eheschließung war und auch der Abzahlung von Schulden diente, wurden in einer Heiratsanzeige oft deutlich angegeben, was eine Partnerin an Vermögen in die Ehe einbringen sollte. Nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern auch weil im räumlichen Umfeld kein passender Partner gefunden werden konnte, wurde über Heirats- und Bekannftschaftsanzeigen auch Neigungsheiraten oder Partner für eine weitere Ehe gesucht. Bei Vernunftehen fielen die Erwartungen hinsichtlich der Vermögenslage des gesuchten Partners höher aus. Auch ermöglichten Anzeigen ein „Hinaufheiraten“ in bessere Stände. Der Aufbau einer finanziell abgesicherten Zukunft wird daher als Grund für die öffentliche Kontaktsuche explizit angeführt, wobei die Art der gewünschten Beziehung oft im Anzeigentitel angegeben wird. Die Darstellung der Ausgestaltung der gewünschten Beziehung (Heirat, Bekannftschaft, Freizeitgestaltung, Briefwechsel) durch die Inserenten erfolgt dabei mehr oder weniger detailliert.



Sächsische Bauern aus der Umgebung von Hermannstadt
Szász parasztok Nagyszeben környékéből

Siebenbürger Sachsen aus der Umgebung von Hermannstadt/Sibiu.
Quelle: Verlag Jos. Drotleff

„Von besserer Herkunft...“ –

Zur Selbstdarstellung der Inserenten

Selbst- und Partnerbeschreibung folgen einem Katalog an Merkmalen (Geschlecht, Alter, Familienstand, Bildung,

Beruf, Herkunft, Konfession), der durch Hinweise auf Charaktereigenschaften, Freizeitinteressen, Einkommen und Besitzverhältnisse (z.B. „gut situiert“, „vermögend“, „mit gutem Geschäft“, „nicht mittellos“) ergänzt wird. Dabei wird das äußere Erscheinungsbild der Inserenten, die stets anonym bleiben, und des gesuchten Partners oft durch Formulierungen wie z.B. „angenehme Erscheinung“ oder „stramm“ beschrieben. Bei der Selbstdarstellung nennen Inserenten vor allem Eigenschaften, von denen sie annehmen, dass sie den Rezipienten ansprechen und zur Kontaktaufnahme anregen könnten (z.B. „solide“, „nett“, „ruhig“, „intelligent“, „fesch“, „heiter“, „liebenvoll“, „aufopfernd“); für die charakterliche Beschreibung werden auch allgemeine Attribute (z.B. „seriös“, „ernst“, „fidel“, „ehrlich“) gebraucht. Als wichtige Kategorien der Selbst- oder Partnerbezeichnung fungieren die Hinweise zum gesellschaftlichen Status (z.B. „aus gutem/besserem Hause“, „aus guter Familie“, „von besserer Herkunft“), zur Herkunft („Sächsin“, „Sachse“) oder Konfession („evangelisch-lutherisch“, „Christin“, „Christ“). Die Inserenten stellen sich in Anzeigen möglichst positiv dar, wobei das mit einer bestimmten Tätigkeitsausübung verbundene gesellschaftliche Prestige wichtig ist.

„Aus gutem Hause...“ – Zur Partnerdarstellung durch die Inserenten

Heirats- und Bekanntschaftsanzeigen geben auch Auskunft über persönliche Partner(schafts)vorstellungen und Kriterien der Partnerwahl. Sie indizieren somit gesellschaftliche und kulturell geprägte Wert- und Normvorstellungen. Die durch die Angabe der Erwartungen an den Wunschpartner bedingte Selektivität der Anzeige soll den Kreis der potenziellen Partner einschränken. Bei der Partnerbeschreibung werden deshalb bestimmte Eigenschaften (z.B. „einfach“, „bescheiden“, „ernst“, „gut/einfach erzogen“, „anständig“, „gebildet“) oder/und Angaben zum gewünschten Alter erwähnt, wobei konkrete Wünsche an das Aussehen des Partners kaum genannt werden. Das Idealbild des gesuchten Partners ist auf gesellschaftlich geachtete Tugenden (z.B.

„Ehrlichkeit“, „Treue“, „Zuverlässigkeit“, „Häuslichkeit“) und damit auf die Erfüllung der (erwarteten/traditionellen) gesellschaftlichen Rollen ausgerichtet, was den gängigen zeitbedingten Vorstellungen entspricht. Allerdings begegnet uns bei der Selbst- und Partnerdarstellung ausdrücklich der Hinweis auf eine bestimmte Herkunft (sächsische Abstammung) und/oder Konfession.

Da die materielle Existenzsicherung bei der Partnersuche und Eheschließung wichtig ist, werden konstant auch Angaben zur Vermögenslage der Inserenten und die Höhe der Mitgift gemacht, die eine „standesgemäße“ Heirat sichern soll.

„Glück allein...“ – wonach suchen Inserenten?

Oft wird der Beziehungswunsch (z.B. „baldige“ / „spätere“ Heirat, eine „solide“ / „persönliche“ Bekanntschaft, „gemeinsame Freizeitgestaltung“, „Unternehmungen“ wie z.B. „Ausflüge“ oder „Ausreise“ oder „Briefwechsel“) in einer optisch hervorgehobenen Überschrift angedeutet. Der Beziehungswunsch wird explizit angegeben und fast immer wird ein Partner zum Heiraten gesucht und damit ein seriöser Beziehungswunsch geäußert. Manche Anzeigen haben (gereimte) Sinnsprüche oder Lebensweisheiten als Chiffre (z.B. „Eigener Herd ist Goldes

wert“, „Trautes Heim Glück allein“). Sie vermitteln indirekte Informationen über die inserierende Person, ihre Einstellung zum gewünschten Kontakt und zu ihren Ehevorstellungen (z.B. „ruhige Existenz“, „verwandte Seelen“, „glücklicher Ehestand“, „häusliches Glück“, „frohe Stunden/Zukunft“, „Ehrlichkeit“). Eine Sonderkategorie bilden die Chiffren, die zum Teil scherzhaft-kreativ als Selbstidentifikationsmittel eingesetzt werden (z.B. „Bubikopf“, „Sachse“, „geschiedene Frau“).

Der Wunsch nach einer ernsten Beziehung wird durch bestimmte Formulierungen signalisiert. Mit dem Hinweis auf „seriöse“, „ernste“ und „ehrliche“ Wunschpartner soll mögliches Misstrauen gegenüber dieser Form von Kontaktsuche abgebaut werden. In der Abschlusssequenz wird zudem ausdrücklich die Diskretion betont. Auffällig ist der Rückgriff auf Formelhaftes bei der Angabe der Motivation der Inserenten, eine Kontaktanzeige aufzugeben (z.B. „des Alleinseins müde“,



„Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt“, 11. Oktober 1921.
Scans: Doris Sava



„Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt“, 27. März 1926

„um dem Schicksal einer alten Jungfer zu entgehen“, „wegen Mangel an Gelegenheit/Bekanntheit“). Die Kontaktmitteilung wird häufig durch bestimmte Formulierungen wie „suche“/„gesucht“ realisiert. In seltenen Fällen kommen Fragen als Einstieg beziehungsweise direkt formulierte Appelle zur Kontaktaufnahme vor.

„Auf diesem unüblichen Weg ...“ – Fazit

Die Sichtung ausgewählter Anzeigen aus dem „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt“ verdeutlicht, welche gesellschaftlichen Erwartungen, Vorstellungen sowie Haltungen der Lebensführung und auch der Pflichterfüllung innerhalb der Partnerschaft wahrnehmbar sind. Die Vorstellungen zu Partner und Ehe in den Anzeigen sind den kulturellen und zeitbedingten Konventionen verpflichtet und tragen den gesellschaftlich-wirtschaftlichen Umständen Rechnung. Die für diesen Anzeigentypus wichtige Selektionsfunktion im Hinblick auf den Adressatenkreis und damit auch der gezielte Ausschluss bestimmter Rezipienten wird einerseits durch die Einbindung von Angaben zur Herkunft, Konfession und Vermögenslage des gesuchten Partners, andererseits durch die Formulierung gewünschter Partnerschaften erreicht.

Der Partner- und Beziehungswunsch in den Anzeigen um 1920 ist von gesellschaftlichen Vorgaben geprägt, wobei das Wahlverhalten – und damit verbunden auch die Gestaltung des Partnerbildes – auf die herkömmlichen Geschlechterrollen verweisen. Das Wunschbild des Partners ist auf traditionelle Eigenschaften und somit auf gesellschaftlich geachtete Tugenden wie „Ehrlichkeit“, „Treue“, „Zuverlässigkeit“ und „Familiensinn“ ausgerichtet. Durch die konventionelle

Charakterisierung, die von sozialen Attributen bestimmt ist, und den Rückgriff auf zeitgemäße Norm- und Wertvorstellungen hinsichtlich Partner und Ehe werden soziale Erwartungen erfüllt. Zum informativen Pflichtinventar gehören daher Angaben zu beruflicher Position und materiellem Besitz, wobei die Vermögenslage als

Mittel der Selbstdarstellung des Inserenten und des Wunschpartners fungiert. Außer den Angaben zum sozialen Status und den Besitzverhältnissen bestimmen aus einer engen Auswahl aufgeführte Charaktereigenschaften und Lebensanschauungen das Anforderungsprofil für den gesuchten Partner.

Heirats- und Bekanntschaftsanzeigen sind aufgrund ihrer Thematik und funktionalen Ausrichtung Indikatoren für gesellschaftlich geprägte Wert- und Normvorstellungen. Die persönlichen Vorstellungen der Inserenten von Ehe und Partnerschaft und ihre Erwartungen an den potenziellen Partner (wirtschaftliche Verhältnisse, Herkunft, Konfession, Persönlichkeit) fügen sich daher den erwarteten gesellschaftlichen Geschlechterrollen und entsprechen den gängigen Wertvorstellungen. Mit der

Einbindung von Wertvorstellungen einer bestimmten Gemeinschaft, Kultur und Zeit bringen die Inserenten allerdings auch ihre Einstellungen gegenüber der Partnersuche per Inserat (z.B. „auf diesem unüblichen Weg“) zum Ausdruck.

Prof. Dr. Doris Sava lehrt an der Lucian Blaga-Universität in Hermannstadt/Sibiu. Lehr- und Forschungsgebiete: allgemeine und kontrastive Phraseologie, bilinguale Lexikografie und Phraseografie, Phraseodidaktik, Lexikologie und Textlinguistik.



„Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt“, 21. Mai 1923



„Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt“, 15. April 1926

Tätigkeitsbericht 2021

VON HERMINE-SOFIA UNTCH

Auch im Jahr 2021 haben, bedingt durch die Coronapandemie, insgesamt nur zwei digitale Vorstandssitzungen, am 7. Mai und am 14. Dezember, stattgefunden. Die Mitgliederversammlung wurde am 18. November im Restaurant Charlottchen in Berlin-Charlottenburg unter Einhaltung der Coronabestimmungen in Präsenz durchgeführt. Turnusgemäß standen Wahlen zum Vorstand an. Dr. Gerhard Köpernik, Hermine-Sofia Untch, Tony Krönert, Dr. Raluca Fritsch, Christof Kaiser und Wilfried Lohre wurden in ihren alten Funktionen wiedergewählt. Ebenfalls wiedergewählt wurden Janka Vogel als Schriftführerin und Mona Vintilă als Beisitzerin. Dr. Natalia Toma schied auf eigenen Wunsch aus dem Vorstand aus.

Im Anschluss an den offiziellen Teil berichtete der Schriftsteller und Preisstifter Frieder Schuller in einem bebilderten Vortrag über das Dorfschreiberfest, das im September 2021 in dem siebenbürgischen Ort Katzendorf/Cața stattfand.

Im Berichtsjahr 2021 sind folgende Arbeitsbereiche der DRG fortgeführt worden:

Homepage, Facebook, Mediascreening

Die Pflege der Homepage war ein wesentlicher Bestandteil der Öffentlichkeitsarbeit der DRG im Jahr 2021; neben Dr. Natalia Toma kümmerte sich verstärkt auch Janka Vogel darum. Abgesehen von regelmäßigen Aktualisierungen wurden weitere Schritte zur nutzerfreundlichen, übersichtlichen Gestaltung der Seite unternommen. Die Startseite bietet in Form eines Blogs seither aktuelle Kurzmeldungen der DRG. Außerdem wurde die Seite „Publikationen unserer Mitglieder“ neu eingerichtet, um die Sichtbarkeit von DRG-Mitgliedern, die häufig auch schreibend und / oder forschend tätig sind, zu erhöhen und einen Anreiz für neue Mitglieder zu schaffen.

Die Seitenabonnenten auf Facebook stiegen im Jahr 2021 von 1.191 auf 1.218.

Der Newsletter „Mediascreening Rumänien“ wurde 2021 nur einmal, im September, versandt.

„Deutsch-Rumänische Hefte“

Ein weiterer konstanter Bestandteil der Öffentlichkeitsarbeit unserer Gesellschaft war die Publikation der beiden Ausgaben der „Deutsch-Rumänischen Hefte“ (DRH), die Dr. Josef Sallanz nun bereits seit zehn Jahren für die DRG herausgibt. Die vielfältigen Artikel und Rezensionen von zahlreichen Autoren wurden durch die langjährigen Redaktionsmitglieder Jan-Peter Abraham, Jörn Henrik Kopfmann, Marianne Theil und Illa Weber-Huth lektoriert. Brigitta-Ulrike Goelsdorf war zuständig für Satz und Layout der Zeitschrift.

Jour Fixe

Wie im Vorjahr haben auch 2021 coronabedingt nur zwei Jour-Fixe-Veranstaltungen stattgefunden.

Oktober: Vortrag – „Regionale Zusammenarbeit zwischen Südsiebenbürgen und Brandenburg – eine Modelldiege für Europa?“ Die Veranstaltung fand online in Kooperation mit dem Deutsch-Rumänischen Verein Gießen e.V. statt. Klaus-Peter Krüger, der Partnerschaftsbeauftragte des Landes Brandenburg für die rumänische Region Centru/Südsiebenbürgen, berichtete in einem Vortrag mit anschließender Diskussion über die Partnerschaftsarbeit, die seit mehr als 20 Jahren besteht und ihre Einordnung in europäische Prozesse.

November: Buchpräsentation – „Ein Dorf wie nirgends anderswo: Unsere 22 Jahre in Viscri/Deutsch-Weißkirch in Siebenbürgen“. Die Buchlesung mit anschließender Diskussion fand als Präsenzveranstaltung im Pangea-Haus in Berlin-Wilmersdorf statt. Annette Schorb las Passagen aus Ihrem 2019 erschienenen Buch, das sie nach ihrer Rückkehr aus dem Ende des 12. Jahrhunderts von Siebenbürger Sachsen gegründeten Ort Deutsch-Weißkirch verfasst hat. Die Autorin lebte und arbeitete mit ihrem Mann 22 Jahre in dem abgelegenen Dorf.



Die Wehrkirche von Deutsch-Weißkirch/Viscri in Siebenbürgen.
Foto: Vargatamas / CC BY-SA 3.0

Spenden

Die DRG hat im Jahr 2021 insgesamt 1.440,00 Euro an Spenden für die „Societatea Română Speranța“ in Temeswar/Timișoara eingenommen und an den Verein überwiesen. Hierin enthalten ist auch der Betrag von 500,00 Euro, der auf Anregung der Mitgliederversammlung und mit Beschluss des Vorstandes aus Mitteln der DRG aufgebracht worden ist.

Mitgliederentwicklung

Im Jahr 2021 ist eine Person der Gesellschaft beigetreten; die DRG hat nun 92 Mitglieder.

Hermine-Sofia Untch ist die Vizepräsidentin der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft, Berlin.

Gabriela Adameşteanu entwirft im Roman „Das Provisorium der Liebe“ ein großartiges Gesellschaftspanorama

Verschränkung von Privatem und Politischem

VON ANKE PFEIFER

Letitia und Sorin treffen sich regelmäßig in der Wohnung eines Freundes zum Sex. Niemand darf davon erfahren. Kennengelernt haben sie sich auf der Arbeitsstelle, dem an das Bukarester Pressehaus *Casa Scântei* erinnernde „Gebäude“. Der Arbeitsalltag, die Arbeit am „Traktat“, ist geprägt von Anpassungsdruck und Intrigen, vom Ringen um Karriere, der Pflege förderlicher Beziehungen. All dies reicht weit ins Private hinein, wo Hochzeiten geschlossen werden, um beruflich voranzukommen. Die beiden eint neben der körperlichen Begierde das gemeinsame Schicksal einer die berufliche Laufbahn erschwierenden „unsauberen“ Akte, da beide Familien einst zum konservativen Bürgertum gehörten, Legionäre beziehungsweise nach dem Krieg inhaftiert waren. Letitia hat den gefährlichen Wunsch, Sorin rückhaltlos zu vertrauen, doch er begegnet ihr berechnend mit „Lügen durch Auslassung“. Das kann auf Dauer nicht gutgehen.

Letitia war schon in Gabriela Adameşteanus 1975 veröffentlichtem Roman „Drumul egal al ficărei zile“ (dt. „Der gleiche Weg an jedem Tag“, 2013) die Hauptgestalt, die in den 1950er-Jahren als junge Frau aus der Provinz nach Bukarest zum Studium ging und den Dozenten Petru Arcan kennen und lieben lernte, der sie heiratete und ihr beruflich den Weg ebnete.

Nun wird Letitias Leben während der Ceauşescu-Herrschaft erzählt. Dank Petru hat sie eine sichere Arbeitsstelle in eben jenem „Gebäude“. Und sie schreibt Romane. Ihre Ehe ist jedoch am Ende. Die Karriere von Petru stockt, wofür er Letitias Akte verantwortlich macht. Jüngere Kollegen ziehen erfolgreich an ihm vorbei und erhalten die auch von Petru begehrten Stellen in Westeuropa.

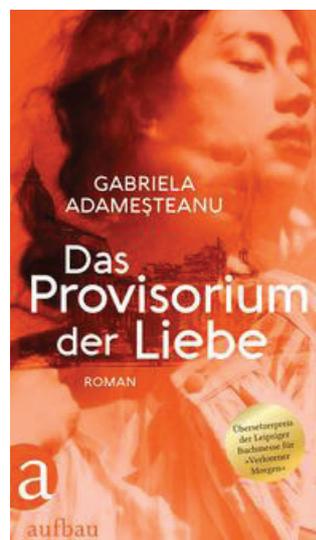
Um das heimliche Liebespaar wird rückblickend die Historie der beiden Herkunftsfamilien ausgerollt, sodass insgesamt ein großes, mitunter verwirrendes Netz von Figuren, Familienmitgliedern, Kollegen, Freunden, aber auch Geheimdienstlern, Funktionären, ja gar reale Personen, entsteht. Deren teils miteinander verflochtene Schicksale fügen sich mosaikartig zu einem Gesellschaftspanorama. Eine zwar allwissende, aber nicht alle Geheimnisse klärende Erzählinstanz, die zugleich auf subjektive Figurenperspektiven setzt, schlägt den Bogen mitunter fast beiläufig weit in die Vergangenheit, in die Zeit der Legionärsbewegung, der Antonescu-Diktatur, des Zweiten Weltkriegs und der stalinistisch geprägten 50er-Jahre, ja verweist sogar ironisch in die Zukunft, z.B. auf den Tod Nicolae Ceauşescus.

Der Roman ist ein wichtiger künstlerischer Beitrag zur Auseinandersetzung mit der rumänischen Geschichte. Wer sich da nicht sehr gut auskennt, dürfte

Schwierigkeiten haben, alle Bezüge und Anspielungen zu verstehen und die historischen Personen zu erkennen. Aber das ist vielleicht auch nicht unbedingt erforderlich, denn deutlich umrissen wird hier eine Gesellschaft, die etliche tiefgreifende Zäsuren in ihrer Entwicklung erfuhr, die jeweils Lebensentwürfe wie Karrieren beförderte oder zerstörte, ja sogar so manchen den Tod brachte. Dabei handelt es sich um eine Gesellschaft, die nach einem undurchschaubaren, von informellen Zügen geprägten Regelwerk funktioniert, in der sich vieles als nicht beständig erweist und die Verhältnisse sich jederzeit umkehren können. Nicht nur Liebesbeziehungen werden unter dem Aspekt des Nutzens beurteilt und damit dem Diktat eines Provisoriums unterworfen, sondern das ganze Leben scheint ein Provisorium. Berührt werden auch teils heute noch heikle Themen, wie die Verfolgung jüdischer Menschen oder Homosexueller, ja „Anderer“ überhaupt.

Imposant ist, wie mit nur wenigen Sätzen komplexe Geschichtskapitel angerissen werden, so das Schicksal der Deutschen in Rumänien, die zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert wurden und später ihre Heimat gen Westen verließen. Dann wieder wird ganz ausführlich eine Busfahrt im Berufsverkehr beschrieben, sodass der Bukarester Alltag anschaulich und lebendig wird. Im Gedächtnis bleibt die Beschreibung von Letitias Angst vor unerwünschter Schwangerschaft, die durch Ceauşescus Geburtenpolitik verschärft, so viele Frauen durchleiden mussten.

Die Übersetzerin Eva Wemme hat wieder gute Arbeit geleistet, sodass die Lektüre dieses anregenden Romans sehr zu empfehlen ist.



Gabriela Adameşteanu
Das Provisorium der Liebe.
Roman. Aus dem Rumänischen
von Eva Ruth Wemme. Aufbau-
Verlag, Berlin 2021, 480 Seiten,
26,00 Euro.

Der antinostalgische Roman „Der Sommer als Mutter grüne Augen hatte“ von Tatiana Țibuleac

„Mutters Augen waren Narben im Gesicht des Sommers“

VON INGRID BALTAG

Fast könnte man glauben, dass man es mit einem furiosen Jugendroman zu tun hat, der die Welt der Unglücklichen, Dummen, Hässlichen und Gemeinen beschreibt. Der jugendliche Aleksy wird nach sieben Jahren aus einem Internat für schwererziehbare Kinder entlassen. In seinen Augen ist seine Mutter hässlich und dumm mit altmodischer Flechtfrisur, eine Versagerin auf ganzer Linie. Als sie ihn abholt, zerstört sie seine Ausbruchspläne für die Ferien, indem sie ihn dazu zwingt einen Sommer mit ihr auf dem französischen Land zu verbringen, danach aber im Gegenzug frei ist und mitsamt ihrem Auto für den Rest seines Lebens tun und lassen kann, was ihm beliebt. Natürlich kommt etwas dazwischen, das Zwischenmenschliche, das verkümmerte Gefühl zwischen Mutter und Sohn, gebeutelt durch die tragische Geschichte einer durchschnittlichen Einwandererfamilie. Die auseinandergefallene Familie stammt aus Polen, in Großbritannien hatte sie sich eine kleinbürgerliche Existenz als Krämer aufgebaut, während der Vater, ein LKW-Fahrer, sich gepiercte Frauen anlacht und die Familie bei der erstbesten Gelegenheit verlässt.

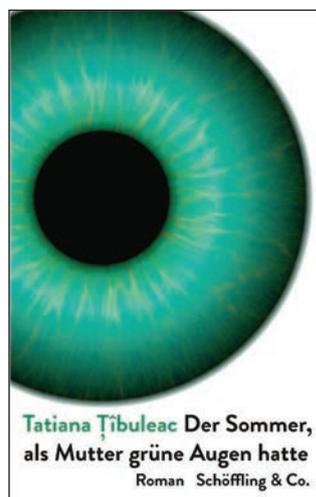
Dass die Mutter verborgene Schönheiten und verschüttete Talente besitzt, entdeckt der Sohn in diesem letzten gemeinsamen Sommer, den das Schicksal ihnen beschert. Wie eine Gleichnisgeschichte kommt die Erzählung zwar dramatisch daher, lässt aber aus der Verzweiflung heraus Hoffnung schöpfen. Wie poppend aufgehende Maiskörner offenbaren die einzelnen Kapitel nach und nach Rückblicke in das vergangene Leben der Mutter. Der furiose Erzählton des gewalttätigen Jugendlichen berichtet vom Auseinanderfallen der Migrantenfamilie aus dem Osten Europas. Und ebendiese Perspektive bewahrt die Erzählung vor einem pathetischen Ton oder Betroffenheitskitsch. Stellvertretend polnisch ist die Familie, stellvertretend britisch die neue Heimat und stellvertretend die nordfranzösischen Landidylle für Heimatlosigkeit und den Verlust des Familienzusammenhalts. Der verlorene Sohn Aleksy, der unter dem Einfluss von Psychopharmaka steht, reift unter den Umständen der dramatischen Ereignisse zu einem empathischen jungen Mann heran. Gleichmaßen wie er Gefühle für seine Mutter entwickelt, baut er auch zu anderen lebendige Beziehungen auf. Die Entdeckung der verborgenen Seiten der Mutter ist für ihn auch eine Entdeckungsreise zu sich selbst. Letztlich ist die Geschichte eine Hymne an Mutters grüne Augen, in denen sich all die Hoffnung dieser Welt widerspiegelt.

Mediale Interpretationen wie Comic- und Kurzfilmprojekte aus jugendlichen Kreisen, die im Internet kursieren, zeigen, dass die Coming-of-Age-Erzählung eine

intensive Rezeption unter jungen Menschen erlebt. Der Roman lebt von der Liebe zu Extremen. Der Generationenkonflikt spielt sich zudem in Milieus der kulturellen Entwurzelung, des Identitätsverlustes ab. Surrealistisch inspirierte Sprachbilder spicken den Text. Sie verraten die rumänische literarische Tradition, in der sich die gebildete Autorin bewegt. Dem allgegenwärtigen Tod zum Trotz besticht der Roman durch starke Bilder und gewagt poetische Formulierungen. Allerdings verliert die drastische Sprache im Laufe der Geschichte ihren Reiz und die Akkumulation der Thematiken wirkt zuweilen ermüdend. Die Abrundung der Geschichte durch die Verarbeitungsperspektive des erwachsenen Aleksy, der als inzwischen bekannter Künstler seine traumatische Kindheit und Jugend in künstlerische Produktivität umzuwandeln weiß, erscheint nach den furiosen ersten Kapiteln über den letzten Sommer einer Mutter und der Mutter-Sohn-Annäherung weniger glaubwürdig. Die Anzahl der Themen wäre selbst für eine Trilogie ausreichend gewesen.

Die Autorin und Journalistin Tatiana Țibuleac ist ein Kind der Großstadt. Sie stammt aus Chișinău und lebt mittlerweile auch in Paris. Ihr Faible für dunkle Prosa entwickelte sie bereits in diesem Debütroman. Trauma und Schrecken sind zentrale Punkte ihrer Poetik, die Zuwendung – auch wenn unter anderen ethnisch-kulturellen Vorzeichen als den rumänischen – zu den Themen Migration und Entwurzelung in der Fremde verleihen dem Roman Aktualität.

Țibuleac erhielt 2019 den Literaturpreis der EU. Ihr Roman ist einer der am meisten übersetzten rumänischsprachigen Romane der letzten Jahre. Ins Deutsche übersetzt wurde er von Ernest Wichner, der die Drastik der Sprache sanft abzufedern weiß.



Tatiana Țibuleac

Der Sommer, als Mutter grüne Augen hatte. Roman. Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner, Verlag Schöffling & Co, Berlin 2021, 192 Seiten, 22,00 Euro.

Lyrisches Erlebnis oder Einführung in die Literaturgeschichte?

VON RIK KIESSLING

„Rumänische Lyrik: Von der Romantik bis zur Gegenwart“ mit diesem pragmatischen Titel erscheint das erste Mal im deutschsprachigen Raum eine Anthologie der rumänischen Dichtkunst vom 19. Jahrhundert bis zur heutigen Zeit. Der Band enthält 444 Seiten, auf denen 22 Autoren und 143 Gedichte vertreten sind. Herausgegeben wird die beeindruckende Sammlung von zwei ausgewiesenen Fachleuten der Rumänistik: Aurelia Merlan lehrt Romanische Sprachwissenschaft und Rumänische Literaturwissenschaft als Privatdozentin an der Ludwigs-Maximilian-Universität (LMU) München. Unter ihrer Leitung übersetzten Studierende der Rumänistik zahlreiche Gedichte aus dem Rumänischen im Rahmen eines Projektes zwischen 2017 und 2020. Joshua Ludwig studierte Anglistik (BA) und Romanistik (MA) mit Schwerpunkt Rumänisch an der LMU und nahm an dem Projekt teil.

Die Anthologie richtet sich sowohl an Studierende der Rumänistik und Romanisten als auch an alle, die an rumänischer Lyrik interessiert sind. In einem Vorwort bekommt der Leser Informationen zur Entstehung des Buches und Hinweise zur rumänischen Literaturgeschichte. Es werden verschiedene Strömungen und Epochen abgebildet: von der Romantik über den Symbolismus und Neoklassizismus bis hin zum Postmodernismus. Die großen Namen der rumänischen Literaturgeschichte wie Mihai Eminescu, Vasile Alecsandri, George Coșbuc, Octavian Goga, Ana Blandiana und viele andere sind in der Sammlung repräsentiert. Dabei finden sich auch die Autoren Eugen Ionescu oder Tristan Tzara als Avantgardisten. Sie haben eher wenig zur rumänischen Lyrik beigetragen, sind jedoch mit jeweils drei Gedichten vertreten und verweisen auf eine eher unbekannt Seite dieser international bekannten Autoren.

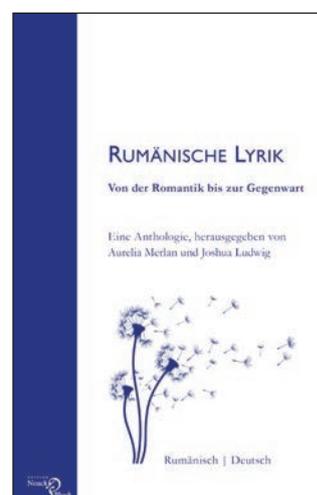
Zu den Dichtern, die chronologisch nach den Literaturepochen geordnet sind, gibt es jeweils eine Seite an Hintergrundinformationen, die sich dem Werdegang des Autors, dessen lyrischen Werken sowie Merkmalen in ihrer Dichtung widmen. Diese sind durch Referenzen auf Standardwerke der rumänischen Literaturgeschichte belegt. In der Bibliographie findet man dadurch eine Liste, die zur intensiveren Auseinandersetzung mit der rumänischen Literaturgeschichte einlädt. Hilfreich wären vielleicht noch einzelne Seiten zu den Literaturepochen gewesen. Zwar liest man im Vorstellungstext des jeweiligen Autors, in welcher Periode man sich befindet, aber zu den Hintergründen gibt es leider nur wenige Informationen.

Die Gedichte im Original werden der deutschen Übersetzung gegenübergestellt. Bei der Übersetzung wurde versucht, die Bedeutung der Wörter möglichst beizubehalten, gleichzeitig aber auch die sprachliche Ästhetik

zu wahren. Die Übersetzungen sind insofern gut gelungen, als für Lernende des Rumänischen die Gedichte gut nachvollziehbar sind und sich flüssig lesen. Dennoch wird Sprachästhetik bei den Übersetzungen eingebüßt und die Dichte der Atmosphäre des Originals beeinträchtigt. Für den Leser, der des Rumänischen oder einer anderen romanischen Sprache nicht mächtig ist, bleibt meist ein Eindruck von Symbolen und Bildern, die zwar originalgetreu übertragen wurden, aber ihre Wirkung jedoch nicht ganz entfalten. Insgesamt gelang bei einigen Gedichten eine überzeugende Übertragung ins Deutsche, die Ästhetik und Genuss beim Lesen verspricht.

Allerdings fragt man sich, nach welchen Kriterien die Gedichte ausgewählt wurden. Bei Alecsandri werden lediglich Gedichte aus dem Band „Pasteluri“ abgebildet. Ion Miculescu ist mit fünf „Romanzen“ vertreten und nur einem anderen Gedicht. In Anbetracht des Anspruchs, „die rumänische Lyrik in ihrer Breite und Vielfalt“ darzustellen, fehlt hier zumindest eine Begründung.

Insgesamt beeindruckt die Sammlung mit Übersetzungen nach dem Prinzip semantischer Treue, ihrer Vielfalt und Breite sowie den knappen aber präzisen Einführungstexten zu den einzelnen Autoren. In den Übersetzungen findet man eher selten ein lyrisches Erlebnis, bekommt dafür aber verständliche und genaue Übersetzungen in Hinblick auf die Symbole, Bilder und Thematik des jeweiligen Gedichtes. Die Anthologie dürfte vor allem für Leser mit einer allgemeinen Affinität zu Sprachen ein Vergnügen sein, weil sie zwischen dem Original und der deutschen Übersetzung hin und herschauen können. Wer Grundkenntnisse des Rumänischen oder einer anderen romanischen Sprache besitzt, kann leicht das Original nachvollziehen. Auch für Interessierte, die sich mit der rumänischen Lyrik und deren Strömungen und Epochen vertraut machen möchten, ist diese Anthologie ein anregendes Buch.



**Aurelia Merlan,
Joshua Ludwig (Hg.)**
Rumänische Lyrik. Von der Romantik bis zur Gegenwart. Eine Anthologie. Edition Noack & Block, Berlin 2021, 446 Seiten, 28,00 Euro.

Mit „Sonia meldet sich“ liegt ein weiterer Roman Lavinia Braniște bei mikrotex vor

„Das ist doch alles nur Fiktion!“

VON TOBIAS LARENZ

Sonia moderiert bei einem zweitrangigen Radiosender in Bukarest eine Sendung mit „jungen inspirierenden Menschen“, schreibt einen Blog zu „Fragen rund um das Thema Zukunft“ und stockt ihr dürftiges Einkommen mit diversen obskuren Online-Jobs auf. Hoffnungen bezüglich einer Karriere braucht sie sich, obwohl kaum dreißig Jahre alt, eigentlich keine mehr zu machen, auch ihre Beziehung zu Paul, einem Doktoranden im Fach Kunstgeschichte, wirft eher Fragen und Zweifel auf. Da erreicht sie ein überraschendes Angebot: sie soll das Drehbuch für einen Film über Zoia Ceaușescu, Tochter Nicolae Ceaușescus, und das Verhältnis zu ihrer Mutter Elena verfassen.

Doch wie schreibt man über eine Epoche, über die jeder Bescheid zu wissen glaubt und daher auf die eigenen „authentischen“ Erinnerungen pocht – und die man selbst gar nicht miterlebt hat? Wessen Erinnerungen darf man trauen – und wem geht es nur um die eigene reine Weste? Sonia glaubt an die historische Tatsache und an die moralische Verantwortung vor der Geschichte. Schon bald sieht sie sich jedoch mit den Widersprüchen der Geschichtsschreibung konfrontiert. „Meine Liebe, du nimmst dir die Infos, die du brauchst. Das ist doch alles nur Fiktion.“ Das rät ihr der Regisseur Vlad Petre, ihr Auftraggeber. Sonia jedoch geht es um die Wahrheit – für ihre Karriere nicht gerade förderlich.

Die 1983 in Brăila geborene Lavinia Braniște hat bereits einen Gedichtband, Kurzprosa und im Jahr 2016 den Roman „Interior Zero“ vorgelegt; darüber hinaus ist sie auch Verfasserin und Übersetzerin von Kinderbüchern. In dem 2019 in Rumänien unter dem Titel „Sonia ridică mâna“ erschienenen, mit dem Sofia-Nădejde-Preis ausgezeichneten und nun auch in der Übersetzung von Manuela Klenke auf Deutsch vorliegenden Roman verwebt sie kunstvoll die Suche nach der kollektiven Vergangenheit mit der nach der eigenen Familiengeschichte. Das Werk kann in dieser Hinsicht gewissermaßen als Gegenstück zu Dan Lungus 2007 erschienenem Roman „Sînt o babă comunistă!“ (dt. „Die rote Babuschka“, 2009) gelesen werden.

Erst nach dem Tod des Vaters begibt sich Sonia auf Spurensuche, um mehr über diesen Mann zu erfahren. Die zunächst parallel verlaufenden Suchbewegungen erweisen sich schnell als unentwirrbar miteinander verflochten; auf einen erhofften Kern objektiver Wahrheit laufen sie trotzdem nicht zusammen. Die Gespräche mit ihrer Mutter, Verwandten und Bekannten ihres Vaters über ihn und die jüngste Vergangenheit führen nicht zu einem stimmigen Bild – im Gegenteil! In zunehmendem Maße scheint der Protagonistin „die Vergangenheit eine Wolke aus aufgelockerter Schurwolle zu sein, aus

der man sich so viele Fäden herausziehen und verweben kann, wie man möchte.“ Der scheinbaren Beliebigkeit des Erinnerns stehen Fragen von Schuld und Verbrechen gegenüber. Hat Sonia, die Nachgeborene, überhaupt das Recht, einen Menschen wie Ionuț, ehemaliger Securitate-Mitarbeiter, für sein Handeln zu verurteilen? Ionuț spricht ihr dieses Recht ab: „Mensch, ihr versteht das nicht. Nichts versteht ihr! Euch gefällt es, zu richten. Ihr habt überhaupt keine Ahnung!“.

Sonias Beschäftigung mit Zoia und Elena Ceaușescu hat aber noch eine weitere Dimension. Die Protagonistin sieht sich bei ihrer Recherche immer wieder mit dem Versuch konfrontiert, Nicolae Ceaușescu moralisch zu retten, indem die unübersehbaren Missstände seiner Gattin Elena angelastet werden. Sonia kämpft mit dieser pauschalen Abwertung der Frau, denn ihre Selbstwahrnehmung bleibt vom Blick der Gesellschaft nicht unberührt. Gerade den weiblichen Körper beschreibt Braniște als den Ort, an dem sich Scham, Abwertung und Ekel verdichten. „Für jeden kleinen Teil ihres Körpers gibt es eine Norm und tausend Gründe, enttäuscht zu sein.“ Die Wahrnehmung des eigenen Körpers ist fragmentiert und fremdbestimmt, dessen Kontrolle und Disziplinierung von zentraler Bedeutung. Immer wieder thematisiert die Autorin die Menstruation, und zwar als Infragestellung des gesellschaftlich verordneten Blicks auf den Körper der Frau. Sogar Sonias Partner Paul, seinem Selbstverständnis nach „Feminist“, reagiert mit Ekel und Vorwürfen auf den Anblick von Menstruationsblut.

Der Roman macht damit sichtbar, in welcher konsequenter Weise Prozesse des kollektiven Interpretierens und Wertens sowie die zugrundeliegenden Deutungsmuster sämtliche Bereiche der Existenz durchdringen – angefangen bei der Nationalgeschichte bis hin zu intimen körperlichen Vorgängen.



Lavinia Braniște
Sonia meldet sich. Roman. Aus dem Rumänischen von Manuela Klenke. mikrotex, Berlin 2021, 320 Seiten, 19,99 Euro.

Untote Korruption

VON MARIA IROD

Im Roman mit dem rätselhaften Titel „Die nicht sterben“ stellt die schweizerisch-rumänische Autorin Dana Grigorcea ihr erzählerisches Talent erneut unter Beweis und schafft durch die Vermengung verschiedener literarischer Richtungen und Stilmittel – von Fantasy über gesellschaftskritische Satire und Doku-Fiktion bis zum Künstlerroman – ein verwirrend vielgesichtiges, jedoch gut lesbares Erzählwerk. Thematisch kehrt Grigorcea zu den Zuständen im postkommunistischen Rumänien zurück, die sie bereits in ihrem Bukarest-Roman „Das primäre Gefühl der Schuldlosigkeit“ kunstvoll geschildert hatte.

Diesmal ist der Schauplatz B., „eine kleine Ortschaft in der Walachei (...) südlich von Transsilvanien“, die bewusst anonym gehalten wird, weil die erzählte Geschichte zugleich „sinnbildlich (...) für unsere walachische Moral“ und allgemeingültig sein sollte. Bereits der erste Satz erweckt Neugier und verspricht eine spannende Geschichte, indem er die im Roman dargestellten Ereignisse als von der Ich-Erzählerin erlebte Realität und das ganze Schreibprojekt als notwendige Richtigstellung falscher Berichterstattung in der Presse inszeniert. Der narrative Antrieb des Romans basiert auf dem Geheimnis, das von Anfang an angedeutet und erst in den letzten Kapiteln aufgelöst wird. Immer wieder spricht das erzählende Ich die Leserschaft an, deutet Ereignisse voraus, reflektiert die eigenen Wahrnehmungen und Assoziationen und gibt gut dosierte Informationen über die Figuren preis. Segmentiert in 24 kurzen Kapiteln wird ein kaleidoskopartiges Geschehen erzählt, das Korruption und politische Machenschaften rund um die Eröffnung eines Dracula-Vergnügungsparks und eingeblendete historische Daten über den walachischen Fürsten Vlad III. Draculea miteinander verbindet. Die Handlung wird von einer Phantastik überlagert, die an das Genre der Schauerliteratur grenzt. Der subtil (selbst)ironische Ton der Ich-Erzählerin sowie ihr sicheres Gespür fürs Groteske sorgen jedoch dafür, dass der Roman nicht ins Triviale abdriftet.

Kurz vor dem EU-Beitritt Rumäniens verbringt eine junge Malerin, die gerade ihr Studium in Paris abgeschlossen hat, eine Zeit im Ferienort ihrer Kindheit, bei ihrer großbürgerlichen und mondänen Großtante. Durch ihre Biografie hat die Ich-Erzählerin Einblick in die Lebensweise verschiedener sozialer Gruppen und so liest sich der Roman u.a. auch als Spiegelbild der rumänischen Gesellschaft nach der Wende. Der kultivierten und in ihrem Standesdünkel etwas weltfremden Familie der Ich-Erzählerin, die an die Elite der Zwischenkriegszeit anknüpft, steht die Kategorie der Neureichen als krasser Kontrast gegenüber, die meistens aus ehemaligen Nationalkommunisten und Securitate-Schergen besteht. Darüber hinaus gibt es die Leute im Dorf, die die Großtante auf ihre humorvoll-herablassende Weise

„Basse-Classerie“ nennt und unter denen solche unterschiedlichen Typen zu finden sind wie das abergläubische Dienstmädchen und die Arbeitsmigranten, die ihr Glück in Italien oder Spanien suchen. Als Bindeglied zwischen diesen Gruppen agiert die Ich-Erzählerin, die ihre Beobachtungen festhält, ohne sich als überlegene Außeninstanz zu betrachten.

Als zufällig in der Familiengruft der Protagonistin die Grabstätten des Fürsten Vlad und seiner Geliebten entdeckt werden, sieht der geldgierige Bürgermeister von B. darin die Gelegenheit, den Ort zu einer Touristenattraktion zu machen. An der schmierigen Gestalt des bestechlichen Politikers sowie an seinem hochmütigen Sohn lässt die Ich-Erzählerin ihre ganze Wut über die Unmoral und die allgegenwärtige Korruption in Rumänien raus, deren historische Wurzeln sie aufzudecken trachtet. Nachdem die geschändete Leiche eines Kindheitsfreundes der Protagonistin in der Gruft aufgefunden wird, steigert sie sich immer mehr in Vergeltungsphantasien hinein, bis zur Identifikation mit dem grausamen, aber gerechten Fürsten. Die Erzählung kippt ins Phantastische um. Szenen, die von den Nachtflügen der zur Untoten mutierten Ich-Erzählerin berichten, wechseln sich mit Kapiteln ab, in denen sie den historischen Spuren des Pfählers nachgeht oder den ausländischen Touristen detailreiche Gruselgeschichten aus dem Leben des Fürsten erzählt.

Das Pendeln zwischen Traum und Wirklichkeit, das geschickte Aufbauen und Aufrechterhalten von Spannung und die eigenartige Komik führen dazu, dass die Botschaft des Buches diffus wirkt und einen breiten Interpretationsspielraum zulässt. Angesichts des versöhnlichen Endes, das von einem „rettenden Licht“ spricht und die Ich-Erzählerin aus der Phantasiewelt der Vampire in die Realität zurückholt, könnte eine plausible Textintention eben die Zerlegung des Dracula-Mythos, aber auch die satirische

Demontage der Sehnsüchte nach einem weisen Diktator sein, die im Rumänien der Gegenwart oft populistisch durch das Zitieren der Eminescu-Verse – „Ach, Pfähler! Herrscher! Kämost du doch! / Mit harter Hand zu richten.“ – bemüht werden.



Dana Grigorcea
Die nicht sterben. Roman. Penguin Verlag, München 2021, 272 Seiten, 22,00 Euro.

Erzählen gegen das Vergessen

VON HALRUN REINHOLZ

Ziemlich genau ein Jahr nach dem Erzählband „Klimadelirium und andere furchtbare Erzählungen“ erschienen nun acht weitere Erzählungen des emeritierten Soziologieprofessors Anton Sterbling unter dem Titel „Die versunkene Republik“. Wie man den Vorbemerkungen des Autors entnehmen kann, handelt es sich durchaus um eine Fortführung, einzelne Motive wie die serbische schwarze Katze tauchen auch hier immer wieder auf, genauso wie der Bezug auf das Banat, die Aussiedlerproblematik und die Verstrickungen einzelner Biografien in die Strukturen der Ceaușescu-Diktatur in Rumänien.

Die titelgebende Erzählung behandelt ein skurriles Kapitel der Banater Geschichte, die nur wenige Tage bestehende „Banater Republik“ nach dem Ersten Weltkrieg. Eine humanistische, wenn auch wirtschaftlich begründete Illusion, die davon ausging, dass die vier ethnischen Hauptgruppen im Banat in der Lage wären, sich zur Zufriedenheit und zum Besten aller in einem multikulturellen Gemeinwesen zu organisieren. Diese Idee scheiterte schnell an den realen Machtspielen der betroffenen Länder und das Banat wurde dreigeteilt. In Sterblings Erzählung reflektiert der Titelheld der Ich-Erzählung, ein aus dem Banat ausgesiedelter Schriftsteller, über Ursachen und Verwicklungen, die dazu führen mussten. Er tut das, weil er nach mehreren Jahren Abwesenheit als Stadtschreiber in seinem ehemaligen Heimatort landet, sich im Kirchturm einnistet und von dort aus über seine eigene Biografie, aber auch die allgemeinen historischen Zusammenhänge sinniert.

Auch in den anderen Erzählungen geht es um skurrile Biografien, persönliche Verwicklungen und Zufälle: Ein serbischer Kaufmann, der aus Habgier in der Bărăganverschleppung getötet wird, obwohl er sich stets als loyaler und hilfsbereiter Nachbar und Freund erwiesen hatte. Die Machenschaften und Liebschaften eines Parteisekretärs, dessen 16jähriger Sohn sich umbringt und der sich nach der Wende unbehelligt in Deutschland einbürgert. Ein junger Banater Schwabe, der sich für seine Fußballerkarriere als Offizier der rumänischen Armee verdingt. Ein junger Banater Deutscher, der sich nach zwei Jahren Militärdienst nicht ganz unverschuldet in einem rumänischen Gefängnis wiederfindet. Der Exilschriftsteller, den die lange Hand der Securitate auch im vermeintlich sicheren Westen verfolgt. Der Historiker, der durch eine zufällige Begegnung seinem Berufsleben eine neue Wende gibt. In allen Erzählungen geht es um Menschen, die in entscheidenden Momenten prägende, meist verhängnisvolle Entscheidungen treffen. In den meisten Fällen geschieht dies in der Konstellation der letzten Ceaușescu-Jahre, der Verfolgung durch die Securitate oder auch der Verlockungen in einem korrupten

System. Es sind nicht unbedingt Sterblings eigene biografische Erfahrungen, aber mit Sicherheit die seines Umfelds, die er mit reflektierender Klarsicht zu, wie er beteuert, frei erfundenen, aber nicht undenkbar Geschichten formt.

Anton Sterbling, Gründungsmitglied der „Aktionsgruppe Banat“, ist wohl der einzige aus dieser Gruppe, der sich seinen beruflichen Weg außerhalb der Literatur und selbst der Germanistik gesucht hat. Als Professor für Soziologie hat er sich jedoch stets auch professionell mit den Themen des multiethnischen Zusammenlebens, der Migration und der Integration beschäftigt, auch im Hinblick auf seine eigene Biografie und die Erlebnisse seines Erfahrungshorizonts. Es hat den Anschein, dass er nun seinen Ruhestand unter anderem dazu nutzt, die Erkenntnisse seiner Lebenserfahrung wieder in literarische Formen zu gießen. Die Ideale der Aktionsgruppe Banat, der Einsatz für menschliche und gesellschaftliche Freiheit, die Freiheit des Denkens und des Schreibens, waren ihm auch in seiner wissenschaftlichen Laufbahn stets ein wichtiges Anliegen. In der Rückschau blickt er scheinbar emotionslos und wertungsfrei auf die Geschehnisse, die sich aus dem Lauf der Zeiten entwickelt haben. Der von freien Geistern wie den Mitgliedern der Aktionsgruppe heiß ersehnte Sturz des menschenverachtenden Ceaușescu-Regimes hat so manchen Wendehals ungeschoren davonkommen lassen. Das zeigen Sterblings Geschichten ungeschönt, aber mit einer gewissen Resignation und ironischen Distanz. Wie schon in den „furchtbaren Erzählungen“ des Erzählbandes „Klimadelirium“ erweist sich Sterbling als „nahezu verzweifelt Schreiber gegen die erneut überhand nehmende, unerträgliche Unvernunft dieser Welt“. Nach wie vor baut er auf die „Widerstandskraft des Erzählens gegen das Vergessen“. Die Erzählungen des vorliegenden Bandes sind dazu ein gewichtiger Beitrag.



Anton Sterbling
Die versunkene Republik.
Erzählungen. Pop-Verlag,
Ludwigsburg 2021, 280 Seiten,
18,50 Euro.

„Augenblicke“

VON WOLFGANG SCHLOTT

In den einleitenden Versen, die alle in kleinen Buchstaben gedruckt sind, ist es ein Augenblick, der dreimal beleuchtet, vom Deutschen ins Rumänische und Französische übersetzt wird. Und welche Erleuchtung gewinnen Leser beim Blick auf das Gedicht, das in einem ockerbraunen Bändchen gedruckt ist? Ein Spiel mit Metaphern, deren Inhalte ungewöhnliche Konnotationen auslösen, Blicke, die im Augenblick der Wahrnehmung von unterschiedlichen Farben unerwartete Assoziationen auslösen oder sogar dem Lesenden bescheinigen, dass er die farbliche Option mit ungewöhnlichen Eindrücken in Verbindung bringen kann?

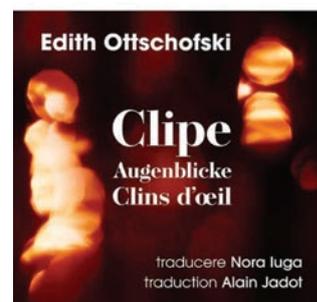
Die Überschriften in den folgenden Gedichten, wie z.B. im Abschnitt „flüchtige begegnungen“: „montagsliteratur trendy“, „abends in der tram“, „schwarm, à la bonne heure“, „andere zeiten“ verweisen meist auf haptische Eindrücke und kognitive Operationen, die das lyrische Ich beim Beobachten von Menschen im großstädtischen Verkehr sammelt. Egal, ob es ein Schwarm von weiblichen Teenagern in der Straßen- oder der S-Bahn ist, ob es elegant gekleidete Möchtegern Snobs oder Obdachlose sind, das beobachtende, objektivierende Auge erfasst Bewegungen und auffällige Laute, fügt sie in eindruckstarke Bilder, wertet nur selten, lässt den Wahrnehmungsstrom mit geschickt ausgewählten Verben fließen. Meistens trefflich, manchmal aber auch, wie in dem Gedicht „schwarm“, in dem ein sogenanntes Pluraletantum, eine ‚handvoll mädchen‘, in Verbindung mit einem Verb im Plural gebracht wird: „Eine handvoll mädchen / setzen sich eine auf den schoß der anderen“ (vgl. S. 9). Da verrutscht leider das poetisch angehauchte Bild.

Insgesamt zeichnen sich die in Berlin 2019 und 2020 entstandenen Gedichte durch eine einfühlsame Wortwahl aus. Sie entwickeln in der rhythmischen Folge meist lebendige Bilder, die die hastigen Bewegungsabläufe der beobachteten Personen plastisch erfassen. Erst in der zweiten Hälfte der abgedruckten Verse wählt Edith

Ottshofski wieder ein handelndes und reflektierendes lyrisches Ich. Im Abschnitt: „französisch angehaucht“, im Gedicht: „in der nacht“ (vgl. S. 15) wandert es zwischen „temeswar“ in Rumänien und „paris“ in Frankreich hin und her, träumt vom Grafen von „monte christo“ und „notre dame“. Daraus entsteht eine eindrucksvolle Assoziation von länderübergreifender Anschaulichkeit, eine Wertung, die auch für andere Gedichte in diesem anregenden Bändchen im Hinblick auf ungewöhnliche poetische Bilder zutrifft. „stadtein, stadtaus“ (mit einer trefflichen Metapher aus Herta Müllers Buch „Reisende auf einem Bein“!), „unter anderem“, „jetzt“, „schattenspiel“ und „dennoch“ gehören dazu.

Gemeinsam mit den Übertragungen der Texte ins Rumänische und ins Französische ist ein spannungsgeladener, mit dynamischen Bildern angereicherter Gedichtband entstanden. Er bereichert nicht nur die Metapher ‚augenblick‘ mit vielen groß- und kleinstädtisch geprägten Eindrücken. Edith Ottshofski widmet auch dem Meister des skurrilen Gedichts, Ernst Jandl, einen die leibliche Existenz des lyrischen Ichs negierenden Vierzeiler im Abschnitt: „pastiche“, unter der Überschrift „oder wer“. In ihm kokettiert das Ich mit einer anderen Existenzform, sehnt sich aber letztlich nach einem leiblichen Ich.

In der Kürze liegt die Würze, guten Appetit also für die Liebhaber des pointierten Gedichts!



Edith Ottshofski

Clipe – Augenblicke - Clins d'œil. Traducere Nora Luga.

Traduction Alain Jadot. Casa de pariuri literare, București 2021, 27 Seiten, 25,00 Lei.

Eginald Schlattners autobiographischer Roman „Drachenköpfe“

„Heimgesucht von versunkenen Bildern der Erinnerung“

VON MARKUS FISCHER

Der jüngste Roman aus der Feder des 1933 in Arad geborenen, in Siebenbürgen aufgewachsenen und heute 88-jährigen evangelischen Pfarrers und Schriftstellers Eginald Schlattner setzt sich aus insgesamt dreizehn jeweils „Diarium“ überschriebenen Tagebuchaufzeichnungen zusammen. Sie sind allesamt auf das Jahr 2019 datiert, beginnend mit dem 16. Januar und endend mit dem 7. Juni. Anders als bei Gedanken in einem auf die unmittelbare Gegenwart bezogenen Tagebuch – man denke etwa an das Diarium Arthur Schnitzlers – berichten Eginald Schlattners Aufzeichnungen nicht (oder zumindest nicht nur) vom aktuellen Tag, sondern greifen jeweils weit zurück in die eigene Biografie des Erzählers, Romanciers und Chronisten siebenbürgisch-sächsischer Vergangenheit.

Wie in jedem Tagebuch, so steht auch in „Drachenköpfe“ die Person des Schreibers im Mittelpunkt: „Evangelischer Gefängnispfarrer. Oder: letzter Pfarrer von Rothberg, der 99. seit 1225, dem Baujahr der Kirche, oder der 51. seit der Reformation.“ (S. 188). Oder auch: „Kuriosum, Marabu, Eremit, der letzte Mohikaner, *arrière* [sic!] *garde*, jemand muss ja die letzten Toten begraben.“ (S. 109) So sehen Eginald Schlattner jedenfalls die anderen, die Besucher, die sommers in Busladungen in das ca. 20 km von Sibiu entfernte Roșia einfallen, um den berühmten Schriftsteller mit eigenen Augen zu sehen und zu bestaunen. Ironisch charakterisiert Schlattner diese „Besucherzüge“ (S. 109) mittels folgender vier K: Kirche, Kurzpredigt, Kaffee, Klo.

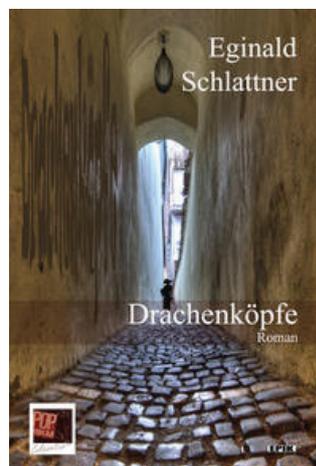
Doch aus dieser Gegenwart des immer noch berufstätigen Pfarrers und nach wie vor schaffenskräftigen Autors führen auch Wege in die Zukunft, vor allem jedoch in die Vergangenheit. Gedanken ans Sterben (Dorothee Sölle, Reinhold Schneider, Karl Rahner) sowie das Gedenken an die Toten beschäftigen Eginald Schlattner ebenso wie die eigene Vergangenheit, die ihn in „Drachenköpfe“ vor allem in die fünfziger und sechziger Jahre zurückführt. „Heimgesucht von versunkenen Bildern der Erinnerung“ (S. 38) kehrt der Autor in seinen Tagebucheinträgen immer wieder in das Kronstadt seiner Jugend zurück, oder auch nach Stalinstadt, wie Brașov zwischen 1950 und 1960 offiziell genannt wurde.

Eine besondere Rolle spielt dabei das „Drachenhaus“ in der Kronstädter Schwarzgasse, heute ein Hotel im Besitz der rumänischen Tennisspielerin Simona Halep. An diesem Drachenhaus, in dem Schlattner nach seiner Entlassung aus der Haft im Zusammenhang mit dem Kronstädter Schriftstellerprozess 1959 Unterschlupf fand,

sind auch jene Drachenköpfe angebracht, die Schlattners Roman seinen Titel gaben und die der Legende nach bereits der Zauberer Klingsor erglühn ließ, wenn er den Kronstädtern grollte und sie erschrecken wollte.

Dort im „Drachenhaus“ findet eine denkbar bunte Gesellschaft zusammen: die Statthalterin des Hauses, Genossin Rebecca Fekete, die Harfenistin Svetlana Aurica Himmelfarb, die mit Elie Wiesel im KZ Buchenwald darbt, die Bojarin Anastasia Marie Jeanne Albulescu, die einen hochrangigen SS-Offizier, den Standartenführer Lothar von Theato, bis zu dessen Tode bei sich versteckt hielt. Und schließlich entsteigt auch noch Major Blau, jener Securitate-Offizier, den die Schlattner-Leser bereits aus dessen Roman „Rote Handschuhe“ kennen, einer Luke im Fußboden des „Drachenhauses“, über die man durch einen Geheimgang die Stadt verlassen kann, und zwar bezeichnenderweise just in dem Moment, als die Hausgesellschaft über Erwin Wittstocks Novelle „Die Verfolgung“ diskutiert.

Neben diesen und anderen Gestalten der Erinnerung, die Schlattners Diarium bevölkern, gibt es darüber hinaus auch Textpassagen, in denen der fruchtbare Dialog zwischen dem Oeuvre Eginald Schlattners und Werken anderer Schriftsteller kenntlich wird. Außer Erwin Wittstock und Oscar Walter Cisek ist hier an erster Stelle die in Hermannstadt/Sibiu geborene Autorin Iris Wolff zu nennen, die exakt halb so alt ist wie Schlattner und auf die jener in „Drachenköpfe“ persönlich wie literarisch Bezug nimmt: auf ihren ersten Roman „Halber Stein“, vor allem aber auf ihre Erzählung „Drachenhaus“, aus der Schlattner in „Drachenköpfe“ seitenlang zitiert. Drei verpasste und eine erhoffte Begegnung mit Iris Wolff sowie mehrere Liebesgeschichten unterschiedlicher Couleur runden Schlattners Roman kunstvoll ab.



Eginald Schlattner
Drachenköpfe. Roman. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2021, 189 Seiten, 19,50 Euro.

Gebrochene Geschichten aus dem Banater Bergland

VON KATHARINA KILZER

Kristiane Kondrat, alias Aloisia Bohn ist in Reschitz/Reșița, geboren und debütierte 1968 als Luise Fabri mit einem Gedichtband im Jugendverlag Bukarest. Nach dem Studium der Germanistik in Temeswar/Timișoara war sie als Lehrkraft und Kulturredakteurin der „Neuen Banater Zeitung“ tätig. 1973 verließ sie Rumänien. 1974 erschien das Gedicht „Ohne Beschluss“ im Feuilleton der F.A.Z. Der 1997 erschienene Roman „Abstufung dreier Nuancen von Grau“ im Stuttgarter Quell Verlag wurde 2018 im Ulmer Verlag danube books wiederaufgelegt. Tiefgründig erzählt sie von der Angst vor dem „Unaussprechlichen“ rückblickend auf Ereignisse in ihrer Kindheit. Bereits da begleitete sie dieses merkwürdige Gefühl. Angst wird für die Autorin zum literarischen Lebenselixier.

Auch im vorliegenden Buch sind die Angst und die Erinnerung ein Hauptthema. „Bild mit Sprung“ mit 17 Erzählungen ist zum Teil eine Wiederauflage von Prosa-miniaturen, die 2000 im Band „Vogelkirschen“ im Münchener Bachmaier Verlag erschienen sind. Kondrat hat diese nach 50 Jahren, wie im Buchdeckel beschrieben, überarbeitet, und erzählt hauptsächlich aus der Sicht eines Kindes. Als Angehörige der Böhmendutschen, die in Reschitz und den umliegenden Dörfern ansässig waren, hat sie Kindheit und Jugend in der Stadt verbracht.

Als urwüchsig und kraftvoll beschreibt sie ihre Volksgruppe in der Erzählung „Vogelkirschen.“ Sie spricht von ihren Landsleuten als einem „derben Völkchen“, das bei der Totenwache Gruselgeschichten erzählte und danach darüber lachte und lustige Lieder sang. „Nach der Beerdigung, beim Leichenschmaus, wurden sie noch lustiger, fast ausgelassen, und taten so, als säße der Tote daneben...“. In diesem Ton geht das Erzählen heiter weiter, über Tante Gisela, Onkel Hans, die Großeltern, ihre Freundin Erna, ihren Vater, der Sozialdemokrat war, den kleinen und großen Joschi, den rauflustigen Bub aus der Nachbarschaft oder das fremde Mädchen aus Kloko-titsch/Clocotici. Nicht nur der Aberglaube bestimmte den Alltag, nein auch der Zwiespalt zwischen Glauben und „Sozialdemokratie“. Kondrat erzählt von ihren „Landsleuten“, die oft das Wort „unsereiner“ verwendeten, wie eine „Anklage gegen Unsichtbar“. In liebevollem Ton beschreibt sie ihre Familie, die in einer Sackgasse auf dem „Hätschelberg“ wohnte, wo auch der Friedhof lag.

Kondrat, 1938 geboren, schildert Ereignisse aus den Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsjahren: Die Gesellschaft Reschitzas eingehüllt in eine archaische Lebenswelt einer multikulturellen Umgebung. Das Kind erlebte die Deportation ihres Vaters in die Sowjetunion und seine Rückkehr. In der Schule war sie dem Zorn der

rumänischen Lehrerin ausgesetzt, die sie schlug und vor der Klasse bloßstellte, weil sie schlecht rumänisch sprach. Die Lehrerin gehörte zu den „Lehmmenschen“, die wie die „Lava eines Vulkanes die kleine Stadt langsam aber zäh überfluten“ und in eine Steinwüste verwandelten. Fremde, bedrohliche Wesen nahmen die vertraute Umgebung der „Holzmenschen“ gewaltsam in Besitz und veränderten sie nach ihren Gesetzmäßigkeiten. „Auch in große alte Häuser quartierten sich Lehmlaute ein ... Sie gaben den Ton an, und die Holzlandschaft veränderte sich und wurde traurig.“

Der Autorin geht es nicht nur um die Dokumentation gesellschaftlicher Verhältnisse, sondern um Erinnerung aus der Sicht des Kindes, das keine Vorstellung von politischen Zusammenhängen hat und das Erlebte nur schwer einordnen kann. Sie schildert reale Ereignisse ihrer Heimat. Dingen, die sie sich nicht zu erklären vermag, verleiht sie ihre eigene erfundene Bedeutung. Die bilderreiche Sprache entspricht einer kindlichen Phantasie, die manchmal in traumhafte, surreale Szenen ausufert, wenn etwa das Mädchen sich vom heimischen Dachboden aus in die Lüfte erhebt und dem Weg der Gänseeselen folgt, die nach der Schlachtung ins Dorf der Großmutter zurückkehren. In der letzten Erzählung „Prozession“ kehrt sie zurück und findet ihr Elternhaus noch, aber alles ist ihr fremd geworden und der „dunkle Mann“ verfolgt sie ständig.

Die eindringlichen Beschreibungen der Orte aus der Kindheit, das Domaner Tal, das Kroaten-Dorf Kloko-titsch aus der Ich-Perspektive des Kindes, oftmals durchzogen von Geschichten im Irrealis, zeugen von der Erzählkunst Kondrats, die feinsinnig, raffiniert und subtil ist. Es sind gebrochene Geschichten, worauf auch der Titel des Bandes „Bild mit Sprung“ hinweist.



Kristiane Kondrat
Bild mit Sprung, danube books,
Ulm 2021, 138 Seiten,
20,00 Euro.

Die Candace Bushnell der Weimarer Republik

VON SUSANNE LORENZ

Star-Journalistinnen wie die durch die gleichnamige Fernsehserie weltbekannt gewordene „Sex and the City“-Kolumnistin Candace Bushnell gab es schon in den 1920er-Jahren: Anita Daniel zum Beispiel. Sie war für ihre genau beobachteten und pointiert formulierten Glossen in der Frauenzeitschrift „Die Dame“ so berühmt, dass die Redaktion gegen alle Gewohnheit, aber „auf vielseitiges Verlangen“ im Juli 1930 ein Foto von ihr abdruckte.

Anita Daniel wurde (wahrscheinlich) 1892 in Jassy/Iași geboren, studierte in Frankreich und der Schweiz, ging anschließend nach Berlin und begann für einige Magazine des Ullstein-Verlags zu schreiben, unter anderem die bereits genannte Zeitschrift „Die Dame“, „Querschnitt“ und „Uhu“. 1933 wanderte Daniel – sie war Jüdin – zunächst in die Schweiz aus, wo sie für die „National-Zeitung“ arbeitete. Schließlich zog sie 1941 zu ihrem Bruder nach New York und verfasste Rezensionen, Reportagen und Glossen für die deutsch-jüdische Wochenzeitung „Aufbau“, für die unter anderem auch Hannah Arendt schrieb.

Eine Auswahl von 123 journalistischen Texten Daniels erschien im Frühjahr 2021 unter dem Titel „Mondän ist nicht mehr modern“ mit einem sehr lesenswerten Nachwort der Mitherausgeberin Katja Behling. In der titelgebenden Kolumne aus dem Jahr 1928 findet sich ein charakteristisches Beispiel für Anita Daniels fein-ironische wortwitzige Beobachtungsgabe: „Die moderne Frau letzter Ausgabe ist eine Art Weltwunder. Sie kann alles. Sie hat zwei bis vier Kinder, die sie alle genährt hat. Sie ficht, schwimmt, reitet, skit, hockeyt, tennist, golft und stept. Sie kann Rohkostplatten zusammenstellen und Wiener Apfelstrudel backen, ihr defektes Auto reparieren, Jumper häkeln, Kreuzworträtsel lösen. Sie kann auf dem Land, in der Stadt und auf Reisen leben. Sie hält sich nur das nötigste Personal und bestellt ihr Weekendhäuschen ganz allein.“

Die Beschreibung der modernen (wohlhabenden) Frau als eierlegende Wollmilchsau erinnert durchaus an das Bild, dem auch heutige Mütter zu entsprechen versuchen. Was Anita Daniel den Frauen unterstellt und dabei vorrangig in ihren Glossen propagiert, ist die Motivation „den Nimbus des Ewigweiblichen aufrechtzuerhalten“, wie es in der 1957 als Buch veröffentlichten Textsammlung „Ein bisschen Liebe“ heißt. Sie selbst hat die Frauenbewegung übrigens eher vorgelebt als beschrieben. Tatsächlich heißt es in einem Text sogar scherzhaft, die ganze Emanzipation sei „ein Fiasko, solange es Handtaschen gibt.“

Die Themen, die Daniel in ihren Kolumnen behandelt, decken ein breites Spektrum unterschiedlichster

Interessen ab: Mode und Moden, Haus und Häuslichkeit, Menschentypen und Verhaltensmuster. Der Großteil ihrer Texte schließt jeweils mit einer Art Resümee ab, mit dem die Autorin teilweise genüsslich Geschlechterklischees zementiert („Blumen und Parfüm erfreuen jede Frau. Wenn sie sich nicht freut, ist sie keine Frau“). Immer wieder aber finden sich fast beiläufig wirkende Bemerkungen von akuter Schärfe. 1928 reflektiert sie im „Uhu“ den in den deutschen Sprachgebrauch übernommenen Anglizismus *sex appeal* und schreibt: „Sex appeal hat es natürlich schon zu Zeiten gegeben, in denen noch niemand Englisch sprach. Und im Mittelalter wurde man wegen allzu starken sex appeals einfach verbrannt – man nannte es damals Hexerei...“.

Gerade weil sich Daniel prinzipiell in den sicheren Gefilden harmloser Sujets bewegt, fallen die wenigen politischen Einordnungen umso mehr auf. Mit Blick auf den zurückliegenden Weltkrieg kommentierte sie 1931 im „Uhu“ die wirtschaftlich desolate Lage in Deutschland. Und 1939 erschien im „Aufbau“ ein sehr kurzer Text mit dem Titel „Lebensraum“, der ohne Namen zu nennen doch sehr deutlich die menschenverachtenden Expansionspläne Hitlers kritisiert. Doch solche Stippvisiten in die Politik bleiben eine Ausnahme. Vielmehr konzentriert sich Daniel darauf, wie das Weltgeschehen den Zeitgeist prägt. Hier, in der teilnehmenden Beobachtung, mit der sie Urlauber, Tischgesellschaften und Ausstellungsbesucher analysiert, liegt das große Talent der Kolumnistin, deren amüsante und kluge Texte heute vergessen sind.

Katja Behling und Thomas B. Schumann wird es mit der Herausgabe dieser wunderbaren Auswahl an „Feuilletons über die Mode, die Kunst und das Leben“ hoffentlich gelingen, Anita Daniel noch einmal zu einem Lesepublikum zu verhelfen.



Anita Daniel
Mondän ist nicht mehr modern. Feuilletons über die Mode, die Kunst und das Leben. Herausgegeben von Katja Behling und Thomas B. Schumann. Edition Memoria, Hürth bei Köln und Hamburg 2021, 264 Seiten, 35,00 Euro.

Zwei Frauen

VON SABINA DE CARLO

„Die Erinnerungen bleiben immer dort, wo wir sie zurückgelassen haben. Wir stehen auf und gehen, von den Müttern zu Tisch gerufen, und die Erinnerungen bleiben auf den Stufen liegen. Almarina hatte keine solche Erinnerungen und trug Kleider aus Papier, doch in ihren Augen lag das Licht der Zukunft: Und die Zukunft beginnt jetzt.“

Das 2019 im italienischen Original erschienene Buch der in Neapel lebenden Autorin Valeria Parrella beginnt in einem Gerichtssaal und endet dort. Zwischen Prolog und Epilog liegt Nisida, ein Jugendgefängnis auf einer Halbinsel am Rand von Neapel. Das Gefängnis ist besonders darin, seine Insassen zu schützen und zu fördern, solange sie dort sind. Wie die Häftlinge kommt und geht das Personal. Almarina Luchian ist neu als Häftling, man lernt sie nur langsam kennen, die Figur bleibt bis zum Schluss bruchstückhaft, wie es ein Mensch mit einer Fluchtgeschichte nur sein kann. Und es ist Elisabetta Maiorano, die seit vielen Jahren als Mathematiklehrerin in Nisida arbeitet, es ist ihr innerer Monolog, ihr Erleben, wenn sie täglich die Schranken des Gefängnisses passiert, ihre Wege durch das Gefängnis, ihre Wahrnehmungen von Luft und Licht, ihre Trauer über den vor drei Jahren verstorbenen Mann, die Einsamkeit in ihrem Leben, es ist ihre Stimme, die alles erzählt.

So ist die äußere Darstellung der Räume, Menschen und Aktivitäten immer mit dem inneren Erleben verwoben, wie es ein Außen und ein Innen des Gefängnisses gibt. Die Erzählerin zieht einen mit durch die Gänge von Nisida wie durch ihre Gedanken, die mal hier- mal dort hin abbiegen, sprunghaft zwischen Beobachten und Erinnern, sich aus der Gegenwart wegstehtend oder sie voller Aufmerksamkeit wahrnehmend. Beiläufig erfährt man die Geschichte des Kommandanten, den sie lange kennt und der ihr in fürsorglicher Liebe verbunden ist, von ihrer Großmutter, von der sie die Mathematik hat, von der Nacht, in der sie ihren verstorbenen Mann kennengelernt hat, den Tag, an dem sie ihn auf dem Metalltisch der Gerichtsmedizin zum letzten Mal sah und von Almarina, wie sie mit ihrem kleinen Bruder vor einem gefährlichen Vater aus Rumänien flieht.

Alles ist verwoben mit Erinnerungen und Reflexionen, durch die die Lehrerin spaziert wie durch die geliebte Stadt Neapel. Das Beiläufige, man ahnt es bald, bildet das Ungewisse ab, wenn jemand sich einen Weg bahnt, noch ohne Ziel. Die erwachsene Elisabetta nähert sich der jugendlichen Almarina, sie beobachten sich, sprechen miteinander, eine erste gemeinsame Phantasie, ein geliebtes Buch. Abgrenzung wandelt sich in Anteilnahme,

Wut über die eigene Unzulänglichkeit, die eigenen Traumata, über Nisida, das wunderbar und schrecklich zugleich ist, ein schützendes Innen, aber eines, das einen zum Bleiben zwingt, in hoffnungsvolle Zuneigung.

Dabei geht es nicht nur um die Rettung eines jungen Lebens, sondern darum, selbst wieder zu leben. Und um die Anerkennung als nicht nur vorübergehend zu ertragende Lehrerin, sondern als eine, der man in die Augen schaut: „Und eines Tages, als ich mit dem Zeigefinger auf das Blatt tippte, das ein tunesischer Junge quälend langsam mit irgendeiner Aufgabe beschrieb, hob er den Kopf und sah mir direkt in die Augen: ‚Ich habs kapiert, ich weiß genau, was ich machen muss‘, und er klang stolz, erwachsen und abgeklärt, fast pikiert. Was mein Leben veränderte, war, dass er mir in die Augen schaute, um mir das zu sagen, und da sah ich sie: Mir wurde ein Blick gewährt. Darin war seine ganze Familie...“.

Es sind diese Augen, die ihr fortan Orientierung geben: „Manchmal, wenn ich verwirrt bin, wenn ich das Wahre vom Falschen nicht recht unterscheiden kann, suche ich ihn in der Erinnerung: ich streiche das Leben durch dieses Sieb, und in meinen Händen bleibt zurück, was wirklich zählt.“ Almarina wird eines Tages frühzeitig entlassen und Elisabetta fällt eine Entscheidung, weil es für sie dieses Mal anders ist, jemanden zu verlieren, der ihr ans Herz gewachsen ist.

Einige Texte aus einem Projekt zu kreativem Schreiben in Nisida sind in den kleinen Band eingeflossen, mit dem die Autorin 2020 auf der Shortlist für den Premio Strega stand. Ein eindrückliches Buch, das in einem ruhigen Grundton voller Entschlossenheit das Überleben von zwei Frauen verfolgt.



Valeria Parrella

Versprechen kann ich nichts.
Roman. Aus dem Italienischen
von Verena von Koskull. Carl
Hanser Verlag, München 2021,
144 Seiten, 19,00 Euro.

Magische Geschichten aus Siebenbürgen von einem, der da lebte

VON SILVIA PETZOLDT

Der 1953 im siebenbürgischen Neumarkt am Mieresch (rum. Târgu Mureș, ung. Marosvásárhely) geborene ungarische Journalist, Literaturkritiker und Dramenautor Géza Szócs, der 2020 infolge einer Covid-19-Infektion in Budapest viel zu früh verstarb, hinterlässt dem Leser mit dem Band „Untergrundfürsten“ außergewöhnliche Geschichten. Szócs kennt man als Herausgeber der ungarischen Samisdat-Zeitschrift „Ellenpontok“ („Kontrapunkte“) in den 1980er-Jahren. Aufgrund des politischen Drucks verließ der Dichter 1986 Siebenbürgen und emigrierte nach Budapest bzw. in die Schweiz. Mit „Lacht, wie ihr es versteht“ wurde 1999 eine Auswahl von Szócs' Gedichten erstmals auch in deutscher Übersetzung vorgestellt.

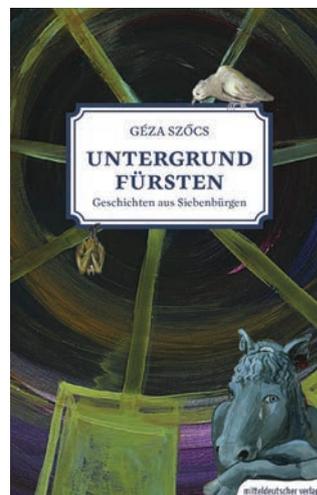
Die 23 Geschichten, umrahmt von dem persönlichen Nachruf des Übersetzers Hans-Henning Paetzke und biografischen Notizen, ziehen den Leser in die Magie Transsylvaniens zwischen Realität und Legenden. Den Auftakt gibt das 2012 in „Irodalmi Jelen“ („Literarische Gegenwart“) publizierte „Schwanengedicht“, das dem 1990 verstorbenen Dichter János Sziveri (1954-1990) gewidmet ist. Sziveri ist Gesprächspartner von Szócs und gleichzeitig Adressat der Erzählungen, die ihn in die Welt Siebenbürgens locken sollen. Der frühe Tod Sziveris kommt der Reise nach Siebenbürgen zuvor. Motivgebend für die Geschichten sind die aus der politischen Geschichte Siebenbürgens bekannten Fürsten, die inzwischen allesamt verstorben sind; einzig ein „Untergrundherrscher“, möglicherweise Szócs selbst, regiert weiter.

Vieles spielt sich im nordsiebenbürgischen Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár) ab. In der Horea út, im ehemaligen „Mietpalast der Ersten ungarischen Versicherungsgesellschaft“, wächst Szócs auf. Im Keller des „STRÜSOHO“, ein Geschäft für STRÜmpfe, SOcken, HOsen, spielen die Kinder verbotenerweise Räuber und Gendarm; im Garten unterhalb der Elisabethstraße entdecken sie die „Rákóczi-Eiche“, einen Affenbrotbaum. Kurioses berichtet Szócs seinem Freund über das Klausenburger Reiterstandbild von König Matthias, welches im Zuge der zu erwartenden Bombardierungen 1944 in einen Bunker verfrachtet werden sollte. Man behauptet, dass sich die Originalstatue auch heute noch dort befinde und der Hauptplatz lediglich eine Kopie präsentiere. Auf die politischen Restriktionen während des Kommunismus wird angespielt, wenn von der besonderen Zeit in Klausenburg die Rede ist: „Die Möbelfabrik erweiterte die offizielle Zeit um zwei Stunden; die Parteizeitung des Kommitats um drei Stunden und vierzig Minuten; der Verband der Partisanen hielt sich an

die Moskauer Zeit“, erzählt Szócs mit großer Verwunderung. Warum der Petroleumgeruch der siebenbürgischen Dichtung dem Dichter Attila József (1905-1937) zu verdanken ist, verrät Szócs seinem Freund in „Flammen des Liebeswerben“. Wundersam ist das „Bakaucis, Theater der Realität (Teatrul Realitatea)“: „Von Gestaltung hielten die Bakauciser Regisseure nichts. Als Diener des naturalistischen Realismus, des Tatsachennaturalismus wollten sie die Wirklichkeit selbst vergegenwärtigen, nicht darstellen, nicht kopieren, sondern auf die Bühne stellen“. So kam es, dass sich infolge von Hinrichtungen und allerlei Relikten das Schauspielpersonal reduzierte, und die Bevölkerung in Bakaucis schrumpfte.

Jede Geschichte finalisiert Szócs in feiner Manier: Wenn Sziveri einmal nach Siebenbürgen käme, würde er sich selbst überzeugen können. Die an Marc Chagalls Kunst erinnernden Illustrationen aus der Feder von Andrea Jánosi fangen die magische Atmosphäre der Geschichten farbenfroh und fantasievoll ein. Der Leser verliert sich in den märchenhaften, dichterischen Pointen und es drängt ihn gewissermaßen danach, diese von Legenden und vom Kommunismus geprägte Welt einmal selbst zu entdecken.

Ein Vorwort mit einigen biografischen Notizen und Anmerkungen zu benannten Personen, wie den Schriftsteller Miklós Bánffy (1873-1950), hätten den Genuss des Bandes abgerundet und die politischen Anspielungen Szócs' auf das kommunistische Regime in Rumänien noch verständlicher werden lassen. Der persönliche Nachruf von Hans-Henning Paetzke macht, wie der Band selbst, deutlich, dass ein großartiger Dichter und Kenner Siebenbürgens von uns gegangen ist.



Géza Szócs
Untergrundfürsten. Geschichten aus Siebenbürgen. Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke. Mit Illustrationen von Andrea Jánosi. Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2021, 128 Seiten, 20,00 Euro.

Die gefallene Stadt

VON KATHARINA BIEGGER

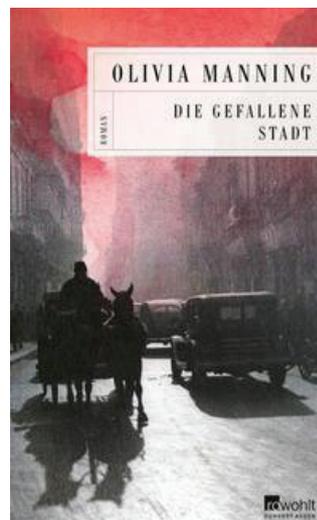
Hier wird der zweite Band der „Balkan Trilogy“ vorgestellt, die die englische Schriftstellerin Olivia Manning auf der Grundlage eigenen Erlebens verfasst hat; sie schildert den Aufenthalt eines jungen britischen Ehepaares in den ersten Jahren des Weltkriegs in Bukarest (1939-40) und seine abenteuerliche Flucht vor den Kriegsereignissen weiter nach Griechenland und in den Nahen Osten. Der erste Teil wurde in der letzten Nummer der DRH rezensiert (2/2021, 35), und unmittelbar an sein Ende am 14. Juni 1940 – der Tag, an dem in Paris die deutschen Truppen einmarschierten – knüpft die Handlung nun an. Die Niederlage Frankreichs löst im noch neutralen, traditionell frankophilen Rumänien heftige Unruhe aus. Wie soll man sich nun zwischen den Mächten behaupten? Nazi-Deutschland scheint auf ganzer Linie siegreich, nur das ferne England stellt sich noch mit Entschlossenheit dagegen, während Russland bedrohlich ‚im Rücken‘ Rumäniens brütet und auf seinen Tag wartet. Gerüchte machen die Runde, Agenten und Propagandisten aller Lager schüren die angespannte Stimmung.

Guy und Harriet Pringle befinden sich gewissermaßen im Zentrum des Geschehens – von ihrer Wohnung aus blicken sie auf den Königspalast und die Calea Victoriei. Er, Englischdozent des *British Council* an der Bukarester Universität, stürzt sich in die Arbeit – zahlreiche Juden belegen nun seine Kurse, ihr Ziel ist ein baldiges Entkommen aus dem ihnen gefährlich gewordenen Land. Harriet organisiert inzwischen das tägliche Leben; sie empfindet die Anspannung in der Stadt viel deutlicher als ihr Mann. Von Anfang an erschien ihr Bukarest ohnehin als schon halb ‚orientalische‘ Stadt, ihr ekelte vor dem Gestank und den Bettlern, wenn sie auch gelernt hat, sich damit zu arrangieren. Wo sie als Engländerin im Sommer 1939 aber noch geachtet war, merkt sie nun, wie die Rumänen sich von ihr abwenden und deutsche Bekanntschaften bevorzugen. In ihrer Ehe findet sie jedoch auch nicht den Rückhalt, den sie bräuchte – in ihre Bewunderung für Guy, der sich scheinbar unangefochten der Pflege englischer Dichtung widmet, mischen sich zunehmend Gefühle der Fremdheit und Verlassenheit.

In dieser Situation, in der die junge Ehefrau sich Sicherheit wünschte, schafft Guy zusätzliche Gefährdung: Er nimmt einen von Militär und Behörden gesuchten jüdischen Jungen auf und versteckt ihn vor seinen Verfolgern. In ihrer Wohnung hatte er aber zuvor schon den Prinzen Yakimov, einen exzentrischen, heruntergekommenen russisch-englischen Taugenichts und Schnorrer, einquartiert, auf dessen Verschwiegenheit keinerlei Verlass ist. Harriet ist sich der Gefahr bewusst, die aus dieser Konstellation entsteht, kann aber ihren Mann nicht zu einer Änderung bewegen.

Inzwischen wächst die Bedrohung von außen. Deutschland braucht Rumänien als Lieferant für Erdöl und Lebensmittel; mehr und mehr deutsche ‚Berater‘ tummeln sich in der Hauptstadt; die zuvor verbotenen faschistischen Garden marschieren nun offen über die Calea Victoriei – schließlich muss der König abdanken und General Antonescu übernimmt die Macht. Verleumdung und Verrat, mieser Opportunismus, Repressionen von Juden sind an der Tagesordnung. Als die englischen Staatsangehörigen von den rumänischen Autoritäten aufgefordert werden, das Land zu verlassen, will Guy noch stets nicht weichen. Nachdem aber die Wohnung der Pringles aufgebrochen und verwüstet und der Vorgesetzte von Guy zusammengeschlagen wurde, während sie selbst dem Überfall bloß per Zufall entgehen, flieht Harriet mit Hilfe eines englischen Kollegen nach Athen, während ihr Mann (noch?) in Bukarest verbleibt.

Manning ist keine Historikerin, sie schreibt keine objektive Chronologie der laufenden Kriegsereignisse. Aber deren Auswirkungen in der Gesellschaft Rumäniens und in der englischen *expat community* werden durch den Seismographen Harriet präzise erfasst und vermittelt, wobei die Schilderungen im Roman mit den Zeugnissen historischer Quellen verlässlich übereinstimmen. Mit dem Niedergang der verwöhnten Stadt (englischer Originaltitel: „The Spoilt City“) in politischer, wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht verschränkt die Autorin das private Drama der jungen Frau, die sich ihrer prekären Stellung und ihrer ambivalenten Gefühle bewusst wird. Auf sie konzentriert sich der Blick der Autorin, und mit ihr durchlebt das Lesepublikum die Dynamik des historischen Geschehens – das ist gute, spannende Unterhaltung.



Olivia Manning

Die gefallene Stadt. Roman.

Aus dem Englischen von Silke Jellinghaus. Rowohlt Verlag, Hamburg 2021, 464 Seiten, 24,00 Euro.

Das Lesebuch „Jüdische Schicksale in und aus Rumänien“

Gedenken, um nicht zu vergessen

VON MAGDALENA VINCO

Das Lesebuch ist eine der jüngsten Publikationen über jüdische Schicksale in Rumänien der Reihe Edition Schoáh & Judaica des Hartung-Gorre Verlags. Es vereint Auszüge von Texten, die stets von einem Vor- bzw. Nachwort des Herausgebers Erhard Roy Wiehn begleitet sind, aus 34 Publikationen von 32 Autorinnen und Autoren. Wiehn gibt in einem einführenden Teil zunächst einen geschichtlichen Überblick über das jüdische Leben in Rumänien und spannt dabei einen Bogen von den Anfängen bis in die frühen 2000er-Jahre.

Eines der jüdischen Schicksale ist das German Konradowitsch Abrahams, der als einziges Kind jüdischer Eltern im Städtchen Gura Humora im Nordosten Rumäniens geboren wurde und wie ca. 3000 Juden des Ortes im Juni 1941 ins ukrainische Mogilew-Podolski deportiert wurde. German Abraham gelang es, im örtlichen Ghetto unterzutauchen. Nach der Befreiung durch die sowjetische 27. Panzerarmee am 19. März 1944 wurde er bald zur Roten Armee einberufen. Im Februar 1946 wurde er der Spionage und eines Attentatversuchs bezichtigt und zu acht Jahren Straflager in Workuta nördlich des Polarkreises verurteilt. Über diese Zeit im Straflager berichtet er in seinen Erinnerungen, die unter dem Titel „Unter rotem Nordlicht“ erschienen sind.

Ein weiteres Schicksal ist das der Onkologin Mirjam Bercovici-Korber, Ehefrau des langjährigen literarischen Leiters und Chefdramaturgen des Jüdischen Staatstheaters Bukarest und jiddischen Schriftstellers Israel Bercovici. Bercovici-Korber erzählt in ihrem Buch „Was aus ihnen geworden ist – Jüdische Familiengeschichten aus Rumänien 1855-1995“, das 1996 erschienen ist, die Geschichte ihrer jüdischen Familie aus der Bukowina. In ihrem zweiten Beitrag des Lesebuchs, der ein Auszug aus ihrem Buch „Die Letzten vielleicht“ ist, das sie zusammen mit Beno Hoişie über die persönlichen Schicksale ihrer jüdischen Patienten schrieb, berichtet sie von den ersten Überlegungen zu ihrem Werk:

„Als ich begann, an diese Porträts zu denken, versuchte ich zunächst, besondere Persönlichkeiten herauszufinden, aber bald ist mir klar geworden, dass jeder Mensch in seiner Art besonders ist, weil es auch die letzten Vertreter einer größeren Gemeinde sind und jeder einzelne etwas für die jüdische Gemeinde Rumäniens bedeutet.“

So verhält es sich auch im Fall der jüdischen Schicksale, die Erhard Roy Wiehn in seinem Lesebuch vereint. Wiehn gelingt es, mit diesem Werk dem Leser die Vielfalt des jüdischen Lebens Rumäniens näherzubringen. Besonders interessant sind dabei die vielen verschiedenen Facetten der einzelnen menschlichen Schicksale. Die

Mehrheit der im Lesebuch gesammelten Texte sind Erinnerungen von Zeitzeugen, oftmals autobiographische. Sie erzählen von Schicksalen der Überlebenden, die aus bekannten Städten, aber auch aus kleineren, unbekannteren Orten unter anderem nach Sibirien und später nach Israel führten. Der Leser erfährt vom Aufwachsen in den Zentren des jüdischen Lebens Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) und Jassy/Iași, sowie vom Leben im rumänischen Shtetl. Von diesem erzählt der Abschnitt zu Victor Rusus Buch „Damals im Shtetl“.

Neben den Erinnerungen sind jedoch mit Sassona Dachlikas Erzählung „Volksfeinde – Von Czernowitz durch Sibirien nach Israel“ und Bernhard und Laura Horowitz' Gedichtband „Stimmen in der Nacht“ auch literarische Werke im Buch vertreten.

Mit Andrei Oişteanus „Das Bild des Juden in der rumänischen Volkskultur“ wird im Lesebuch außerdem eine Analyse der Vorurteile gegenüber Juden in Rumänien vorgestellt.

Das jüdische Leben Rumäniens und vor allem die dahinterstehenden Menschen in Erinnerung zu behalten, ist eines der erklärten Ziele des Herausgebers und dies gelingt ihm durch die persönlichen Darstellungen der Schicksale auf besondere Weise. Auch Wiehns Anliegen glückt, seinem Lesepublikum durch die ausgewählten Auszüge die Werke der jüdischen Autoren näherzubringen und zur weiteren Lektüre einzuladen.

Etwas mehr editorische Sorgfalt hätte dem Sammelband jedoch gutgetan. So wird in den Textauszügen beispielsweise auf Seiten verwiesen, die in dem jeweiligen Auszug gar nicht mehr vorhanden sind, sondern auf die Seitenangaben der vollständigen Ausgabe des Werkes hinweisen. Auch hätten wohl einige Wiederholungen in den Vor- beziehungsweise Nachworten vermieden werden können.



Erhard Roy Wiehn (Hg.)
Jüdische Schicksale in und aus Rumänien. Ein Lesebuch der Edition Schoáh & Judaica. Hartung-Gorre Verlag, Konstanz 2021, 166 Seiten, 19,80 Euro.

Erinnerung an die Deportation der Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion

Fünfundsiebzig Jahre danach

VON GEORG HERBSTTRITT

Im Januar 1945 wurden rund 70.000 Rumäniendeutsche - darunter etwa 30.000 Siebenbürger Sachsen - zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt: Männer im Alter von 17 bis 45 Jahren, Frauen im Alter von 18 bis 30 Jahren. Fünfundsiebzig Jahre danach erinnert das Siebenbürgische Museum Gundelsheim in einer Ausstellung an dieses einschneidende und für viele traumatisierende Ereignis. Begleitend zur Ausstellung entstand ein umfangreicher Katalog. Sein Titel „... skoro damoi!“ (Bald geht's nach Hause!) ist nicht ganz originell. Schon 1991 erschienen unter dem Titel „Bald nach Hause - Skoro domoi“ die Erinnerungen von Eva-Maria Stege, die aus der Provinz Brandenburg stammte und 1945 als junge Frau ebenfalls für mehrere Jahre in ein sowjetisches Arbeitslager verschleppt wurde. Diese Titel-dopplung ist bezeichnend. Denn sie verweist darauf, dass dieses Schicksal zu einer bitteren Lebenserfahrung vieler Deutscher aus mehreren Ländern am Ende des Zweiten Weltkrieges und danach gehörten.

Der Katalog gibt den individuellen, subjektiven Erinnerungen der deportierten Siebenbürger Sachsen viel Raum. Sie kommen in Interviews, Tagebuchnotizen und rückblickenden Berichten zu Wort. Die zahlreichen Fotos aus den Arbeitslagern sowie Zeichnungen, Faksimiles von Briefen und Notizen und Abbildungen von Gegenständen aus dem Lagerleben veranschaulichen das Beschriebene. All diese Dokumente sind auch in erfreulich guter Qualität reproduziert. Die Leser erhalten auf diese Weise zumindest eine Ahnung davon, in welche unmenschlichen Lebensumstände die Deportierten hineingestoßen wurden. Nebenbei erfährt man auf diese Weise, über welchen Fundus das Museum Gundelsheim (auch) verfügt.

Im vorderen Teil des Katalogs werden Auszüge des von Stalin unterzeichneten Deportationsbeschlusses Nr. 7161 vom 16.12.1944 wiedergegeben und dem tatsächlichen Geschehen gegenübergestellt. Der Wortlaut dieses Beschlusses sah einen zwar harten, aber geordneten Arbeitseinsatz einschließlich hinreichender Unterbringung und Versorgung vor. Doch in Wirklichkeit ging es gerade in den ersten zwei bis drei Jahren um das bloße Überleben angesichts von Hunger, Krankheiten, Kälte und den brutalen Arbeitsnormen in Kohlegruben, Steinbrüchen, Stahlgießereien und Fabriken. Die moralischen Grundwerte wichen oftmals dem schieren Überlebenskampf. Berichtet wird aber auch von menschlichem Verhalten der russischen bzw. ukrainischen Bevölkerung und davon, wie die Deportierten ab 1947/48 versuchten, in der Gefangenschaft trotz aller Verzweiflung Normalität zu leben – Geburtstage und Weihnachten gemeinsam zu feiern, Musik zu machen und sich sogar zum Tanz zu treffen.

Beeindruckend sind die zahlreichen Schilderungen deportierter Frauen. Mit enormer Willensstärke, großem Ideenreichtum, aber auch Leidensfähigkeit überlebten sie diese schlimmen Jahre.

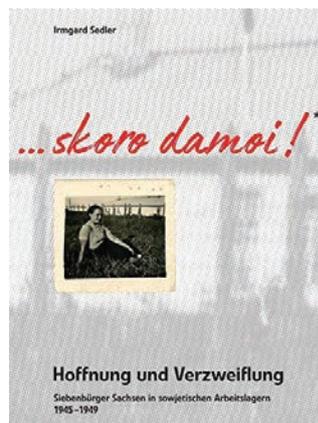
Ein dreiviertel Jahrhundert nach den beschriebenen Ereignissen leben nur noch wenige Menschen aus der Erlebnisgeneration. Doch in vielen betroffenen Familien ist die Erinnerung bis heute präsent. Es ist daher angemessen, mit der Ausstellung und dem Katalog die damaligen Opfer zu würdigen und an erlittenes Leid und Unrecht zu erinnern.

Der Ausstellungskatalog betritt thematisch kein Neuland. Das (zu knappe) Literaturverzeichnis am Ende des Katalogs verweist auf einen bereits erreichten Forschungsstand.

An mehreren Stellen hätte man mehr Genauigkeit erwartet. So erfährt man in der einleitenden historischen Einordnung nichts Substanzielles über die Verstrickung der Rumäniendeutschen mit dem Nationalsozialismus; die „Deutsche Volksgruppe in Rumänien“ und ihr privilegiertem Sonderstatus werden nicht erwähnt. Ebenso vermisst man einen Hinweis auf deutschsprachige Publikationen, die bereits vor 1989 in Rumänien erschienen waren und die Deportation thematisierten. Unklar ist, weshalb die Deportationserfahrungen als eine Wurzel des Exodus der 1990er[!] Jahre bezeichnet werden, obwohl die Auswanderung schon vor 1990 eingesetzt hatte.

Hilfreich sind die Erläuterungen zu den dargebotenen Fotos, Briefen und später niedergeschriebenen Erinnerungsberichten. Diese waren häufig geprägt vom Bemühen der Betroffenen, über das Elend hinwegzukommen - zum Beispiel durch einen optimistischen Grundton auf Fotos und in Briefen. Leider findet man diese Erläuterungen, sofern sie die schriftliche Überlieferung betreffen, erst am Ende des Katalogs, anstatt - wie die Hinweise zu den Fotografien - im einleitenden Teil. Die Quellennachweise der vielen, eindrücklichen Zeitzeugen zitate sind zu knapp geraten. Es fehlen Informationen darüber, wann

und wie diese Originaltöne zustande kamen und wo sie heute aufbewahrt werden.



Irmgard Sedler
... skoro damoi! Hoffnung und Verzweiflung. Siebenbürger Sachsen in sowjetischen Arbeitslagern 1945-1949. Verlag Renate Brandes, Altenriet 2021, 312 Seiten, 29,00 Euro.

Die Deportation der Banater Deutschen in die Sowjetunion

VON WILFRIED HELLER

Nach den Werken von Georg Weber u. a. (1995) und von Otfried Kotzian u. a. (2015) über die Deportationen von Siebenbürger Sachsen bzw. Bukowinadeutschen in die Sowjetunion 1945-1949 liegt jetzt ein weiteres grundlegendes und mustergültig konzipiertes und ausgeführtes Werk über die mehrjährige Verschleppung Deutscher aus Rumänien in die Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg vor. Etwa 150.000 Deutsche aus Rumänien, Jugoslawien und Ungarn sind damals auf grausame Weise in die Sowjetunion deportiert worden. Mehr als 70.000 von ihnen stammten aus Rumänien, von denen etwa ein Viertel die Deportation nicht überlebte. Diese Deportation durfte in Rumänien bis zur politischen Wende 1989/1990 nicht oder nur verklausuliert und damit auch verharmlosend angesprochen werden. Zwar ist die Deportation nicht von rumänischer Seite, sondern von Stalin angeordnet worden, aber die rumänische Polizei und das rumänische Militär führten sie oft überaus hart durch. Wenn Rumäniendeutsche während der sozialistischen Zeit die Deportation thematisierten, gerieten sie schnell in die Aufmerksamkeit der Securitate, des staatlichen Geheimdienstes Rumäniens, der eine Behandlung des Themas verhindern wollte, worauf William Totok in seinem Beitrag über die Deportation in diesem Buch (S. 435-439) hinweist.

Gleich nach der politischen Wende organisierte sich in Rumänien ein Verband ehemaliger Russlandverschleppter mit dem Ziel, eine finanzielle Entschädigung für ehemalige Deportierte und – später – auch für ihre Kinder zu erwirken. In der großen Öffentlichkeit Deutschlands und auf internationaler Ebene wurde das Thema erst durch die Banater Schwäbin Herta Müller bekannt, nachdem sie im Jahr 2009 den Nobelpreis für Literatur erhalten hatte.

Das Besondere des hier besprochenen Buches ist nicht nur die Konzentration auf die Deportationen, die aus dem Banat erfolgten, sondern auch und vor allem auf die Erinnerungen der Kinder von Verschleppten an deren Deportation, an die Rückkehr von Verschleppten und an die Gespräche, die ihre verschleppten Eltern nach ihrer Rückkehr geführt hatten. Die Idee zu diesem Buch entstand nach einer Gedenkveranstaltung der Landsmannschaft der Banater Schwaben am 74. Jahrestag des Beginns des Deportationsgeschehens, nämlich am 12. Januar 2019. Die Resonanz auf diesen Vorschlag war so stark, dass 117 Berichte im publizierten Buch berücksichtigt werden konnten (wiedergegeben auf S. 15-408).

Die in den Berichten angesprochenen Themen beziehen sich vor allem auf den Abschied der Deportierten von ihren Kindern am Bahnhof; auf die Berichte der zurückgekehrten Deportierten über die extrem schwere Arbeit und die menschenunwürdige Unterkunft in den sowjetischen Lagern; auf den Hunger, den die Deportierten

ertragen mussten sowie auf andere Entbehrungen und auf Misshandlungen, welchen sie ausgesetzt waren. Erwähnt werden in den Erzählberichten jedoch auch Hilfeleistungen, die seitens der russischen Zivilbevölkerung den Deportierten gewährt wurden, obwohl diese selbst auch darbt. Wichtige Themen der Berichte sind außerdem die Lebensbedingungen der Kinder ohne Eltern im Banat und ihr Einbezug in die schwäbische Gemeinschaft sowie Erinnerungen der Kinder an die Rückkehr ihrer Eltern aus der Sowjetunion im Banat, an die Bedeutung des Themas *Deportation* in den Gesprächen innerhalb der Familie nach der Zeit der Deportation und an die Ausblendung dieses Themas in der Öffentlichkeit und in den Medien Rumäniens während der sozialistischen Zeit. Die Berichte sind insgesamt erschütternd.

Nach den Erzählberichten folgt im Buch eine wissenschaftliche Analyse der Darstellung der Verschleppung in die Sowjetunion durch den Mitherausgeber Anton Sterbling (S. 409-433). Besonders zu schätzen ist an seinen Ausführungen die theoriegeleitete Vorgehensweise und die übersichtliche Gliederung der theoretischen Reflexionen und empirischen Befunde. Da die Sowjetunion die Deportationen mit der Kollektivschuld der Deutschen für die Verbrechen des Nazi-Regimes begründete, setzt sich Sterbling mit den Begriffen Kollektivschuld und Sippenhaftung auseinander und zeigt, dass diese auf archaischen Rechtsvorstellungen und totalitären gesellschaftlichen Verhältnissen beruhen, welche die Basis für Unrechtspraktiken bilden. Kommunisten waren ebenfalls unter den Deportierten. Auch sie wurden von der Sowjetunion als Deutsche in eine kollektive Mithaftung genommen.

Das Buch wird ergänzt durch statistische Informationen und Tabellen über die Deportation der Banater Berglanddeutschen (durch Ovidiu L. Roșu auf S. 441-487) und durch eine Liste der mindestens 43 Lagerorte in Russland und der Ukraine (S. 497 f.).



Albert Bohn, Werner Kremm, Peter-Dietmar Leber, Anton Sterbling, Walter Tonța (Hg.) *Die Verschleppung der Deutschen aus dem Banat in die Sowjetunion aus der Sicht ihrer Kinder. Erzählberichte* (Banater Bibliothek, 20), Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V., München 2021, 501 Seiten, 18,00 Euro.

Begriffsgeschichte neu gelesen

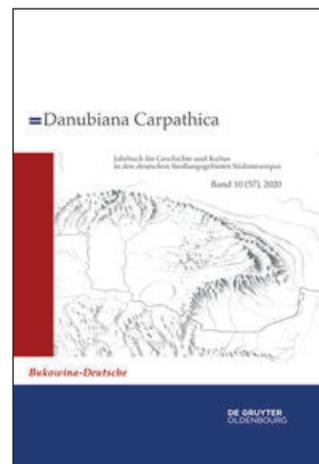
VON MARKUS WINKLER

Dieser Band führt bereits in seinem Untertitel zu einer Erwartungshaltung, die sich von der Rezeption ähnlich gelagerter Vorhaben zu Siedlungsgeschichten deutscher Minderheiten unterscheidet: „Erfindungen, Erfahrungen und Erzählungen einer (imaginierten) Gemeinschaft seit 1775“. Dass der in der Forschung eingeführte Begriff der Bukowina-Deutschen wie auch die im landmannschaftlichen Kontext verwendete Bezeichnung der Buchenlanddeutschen kontroverse Entwicklungsgeschichten in sich tragen, war bisher kaum Gegenstand von Untersuchungen. Vielmehr wurde die Gemeinschaft der Bukowina-Deutschen als genuin entstandene Gruppe dargestellt, was vor allem mit den Vermittlungspraktiken der landmannschaftlichen Vereinigungen nach 1945 zusammenhing. Zu jener Zeit wurde aus nachvollziehbaren Gründen und durchaus erfolgreich versucht, die eigene Position in der jungen Bundesrepublik mit den weitaus größeren Landsmannschaften zu verbinden und Aufnahme in die Vertriebenenverbände zu erlangen, obwohl ein Vertriebenenstatus auf die Bukowina-Deutschen – die 1941 umgesiedelt worden waren – formell nicht zutraf. Der erst 1951 gewählte Kollektivbegriff der Buchenlanddeutschen war daher auch dem „Wettbewerb um politische und gesellschaftliche Aufmerksamkeit“ (Röger, 54) geschuldet.

Die 13 Beiträge machen eines deutlich: Weder aus historischer noch aus ethnologischer, linguistischer oder aus Sicht von Erfahrungsgeschichten (Oral History) kann von einer seit Jahrhunderten geschlossenen und eindeutig markierten Gruppe der (christlichen) Deutschsprachigen in der Bukowina gesprochen werden. Gerade weil dies in den Beiträgen mehrperspektivisch und durch eine mit neuen Erhebungen abgesicherte Argumentation erfolgt, überzeugt der Band mit seiner grundsätzlichen These, dass sich eine Vergemeinschaftung nicht kontinuierlich über Jahrzehnte vollzogen hat, sondern konstruiert wurde sowie von unterschiedlichen Einflüssen und Zäsuren abhängig war. Die Erfahrungen der „Rumänisierung“ in der Zwischenkriegszeit, die NS-Volksgruppenrhetorik, die Umsiedlung wie auch der Heimatverlust (Röger, Weidle, 13) waren zwar Faktoren zur Bildung einer Gruppenidentität, jedoch schlossen sich dieser über einen langen Zeitraum hinweg viele Mitglieder der Zielgruppe nicht an. Die Gründe dafür sind vielschichtig und werden an mehreren Stellen thematisiert: Zum einen verfügten die Bukowina-Deutschen nicht über ein geschlossenes Siedlungsgebiet, das eine Vergemeinschaftung vereinfacht hätte, auch waren es hauptsächlich Zusiedlungen aus unterschiedlichen Herkunftsregionen in die Bukowina. Zum anderen spielte sogar eher der konfessionelle

Marker eine Rolle der Gruppenbildung, was noch nach 1945 sichtbar wurde. Bemerkenswert sind auch die interethnischen Beziehungen und Gemeinsamkeiten in der multiethnischen Bukowina sowie die dortige Stellung der Juden, die mehr als alle anderen die deutschsprachige Kultur repräsentierten.

Zu den Autorinnen und Autoren zählen sowohl langjährig mit der Geschichte der Bukowina befasste Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (Gäelle Fisher, Mariana Hausleitner, Maren Röger, Petro Rychlo) als auch Nachwuchskräfte, die sich in Studienprojekten oder Abschlussarbeiten mit dem Untersuchungsgegenstand auseinandersetzen. So wird in einem Interviewprojekt mit Bukowina-Deutschen der Fokus auf die individuelle Selbst-Verortung gelegt, ergänzt durch eine umfangliche Quellenedition (Alexander Weidle), es werden Periodika ausgewertet wie „Die Stimme“ (Tel Aviv), die als Organ der Landsmannschaft der Bukowiner Juden gegenüber den Bukowina-Deutschen im Kontext der Entschädigungsdebatte Position bezog (Anna Hahn), oder wie „Der Südostdeutsche“, der als Zeitschrift der Bukowina-Deutschen diese Gruppe eindeutig als „Heimatvertriebene“ definierte (Michael Kabelka). Weitere Beiträge befassen sich mit einer kritischen Darstellung hoher Funktionäre wie Rudolf Wagner und Herbert Meyer, die Teil der völkisch-nationalistischen Bewegung waren und nach 1945 mit ihrer Tätigkeit sinnstiftend für die Gemeinschaft wirken konnten (Susanne Sorgenfrei, Christina Eiden), verdeutlichen eine konstruierte Sichtbarmachung der Bukowina-Deutschen durch statistische Erhebungen von zwei einschlägigen Organisationen in der Zwischenkriegszeit (Philipp Kröger) oder analysieren die unterschiedlichen Dialekte (Johann Wellner), wodurch sich ebenfalls die These eines konstruierten Sammelbegriffs der Bukowina-Deutschen bestätigen lässt.



Maren Röger, Alexander Weidle (Hg.)

Bukowina-Deutsche. Erfindungen, Erfahrungen und Erzählungen einer (imaginierten) Gemeinschaft seit 1775

(*Danubia Carpathica*, 10), Verlag De Gruyter Oldenbourg, Berlin, Boston 2020, 318 Seiten, 69,00 Euro.

Minderheiten in Rumänien seit 1830

VON FRANZISKA POHLMANN

Bis heute ist die Geschichte der jüdischen und christlich-deutschen Minderheit(en) in Rumänien nicht allumfassend behandelt worden. Mariana Hausleitner stellt in ihrer Desiderate beleuchtenden Studie „Selbstbehauptung gegen staatliche Zwangsmaßnahmen“ fest, dass die in der Bundesrepublik gegründeten Landsmannschaften dazu beitrugen, dass lange nur bestimmte Narrative über die Deutschen im Osten verbreitet wurden. Beispielsweise wurde die Umsiedlung der Deutschen aus der Bukowina lange als Rettung vor dem Kommunismus beschrieben und die Vertreibung der polnischen Bevölkerung sowie die Ermordung von Juden verschwiegen. Im Vergleich zur bisherigen Forschung stellt die Autorin den Umgang mit den Minderheiten ins Zentrum und erklärt daran die politischen und gesellschaftlichen Veränderungen in Rumänien erstmalig in so ausgeprägter Form chronologisch für den Zeitraum von 1830 bis in die Gegenwart. Daneben geht die Autorin – und das ist das Besondere an der vorgelegten Studie – geographisch vor und erläutert die jeweiligen regionalen Unterschiede in den Regionen Bessarabien, Bukowina, Siebenbürgen und dem Banat.

Im Jahr 1856 wurde in der Konvention von Paris die Gleichstellung aller Konfessionen festgehalten. Doch wurden die Rechte der jüdischen Bevölkerung in den Habsburger Kronländern nie vollständig angeglichen. Sie forderten ihre Einbürgerung, die ihnen in Aussicht gestellt worden war, jene erfolgte jedoch nur in den seltensten Fällen. Zwar erhielten einige zeitweise ein kommunales Wahlrecht, der Erhalt war aber an Bedingungen wie einem Gymnasialabschluss oder den Offiziersgrad in der Armee gebunden.

Nach Rumäniens Kriegseintritt an Seite der Entente wurde Deutsch als Muttersprache sowohl für die Gruppe der christlichen Deutschen als auch für deutschsprachige Juden verboten. Mit dem Pariser Friedensvertrag 1919 stimmte Rumänien dem Minderheitenschutz zu. Hausleitner beschreibt ausführlich die sozialen Spannungen in der Zwischenkriegszeit, die Agrarreform sowie den Widerstand der jüdischen und deutschen Bevölkerung gegen die Rumänisierung. Der Antisemitismus und die Diskriminierung von Minderheiten spitzten sich während der Weltwirtschaftskrise aufgrund der Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage Rumäniens zu. Jüdische Menschen wurden als „Herrscher“ des Börsengeschehens diffamiert. Mehrere Intellektuelle behaupteten außerdem, die Judenheiten würden die Entwicklung der Rumänen behindern.

Bis zum Herbst 1939 verloren viele Juden ihre Bürgerrechte und wurden aus staatlichen Institutionen

entfernt. Durch das Rassengesetz vom 8. August 1940 verschärfte sich ihre Lage. Abermals wählt Hausleitner einen geographischen Zugang, um so die (un)mittelbaren Auswirkungen des Krieges auf die jüdische Bevölkerung ausführlich zu analysieren. Detailliert schildert sie die Ermordung von Juden aus dem Nordosten Rumäniens unter Antonescu, die Massaker in Jassy/Iași und Odessa und arbeitet heraus, warum die jüdische Bevölkerung in anderen Landesteilen eher verschont blieb.

Anhand zahlreicher Beispiele schildert Hausleitner im Hauptteil die Lage der Minderheiten in der Nachkriegszeit und bietet einen Überblick über den Wechsel von der stalinistisch geprägten Ära zur nationalkommunistischen Zeit unter Nicolae Ceaușescu. Sie beschreibt die Deportationen von Deutschen in die Sowjetunion, die Massenemigration von jüdischen Menschen und in der Zeit des Nationalkommunismus den Wandel der Parteipolitik gegenüber den Juden.

Abschließend behandelt Hausleitner die Aufarbeitung der Geschichte der christlich-deutschen und jüdischen Bevölkerung aus Rumänien. Die Annäherung an die EU brachte eine Wende im Umgang mit Minderheiten, dennoch sank der Anteil der deutschen Minderheit auf 0,3 Prozent und die der jüdischen auf 0,03 Prozent.

Die renommierte Osteuropa-Wissenschaftlerin Mariana Hausleitner liefert mit ihrer neuen Studie einen allumfassenden Überblick über den Umgang mit Minderheiten in Rumänien, wobei – wie auch bei ihrem 2018 erschienen Buch „Viel Mischmasch mitgenommen. Die Umsiedlung aus der Bukowina 1940. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen“ – ein besonderes Augenmerk auf den jeweiligen (politischen) Handelnden (vgl. Personenregister) liegt.



Mariana Hausleitner
Selbstbehauptung gegen staatliche Zwangsmaßnahmen. Juden und Deutsche in Rumänien seit 1830 (Forum: Rumänien, 42), Frank & Timme Verlag, Berlin 2021, 342 Seiten, 49,80 Seiten.

Mit dem Fahrrad quer durch Europa

„Ich komme in Frieden.“

VON GILLES DUHEM

Mutig, mutig und ganz schön sportlich, - beide Begriffe fallen einem spontan beim Lesen des Buches der Magdeburgerin Mady Host ein.

Vom Atlantik bis ans Schwarze Meer am EuroVelo 6 über Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Österreich, Ungarn, Serbien, Bulgarien und schließlich Rumänien zu radeln, jeden Tag rund 100 Kilometer zu schaffen und jede Nacht zu zelten, ist keine gemütliche Sonntagsfahrt. Einige Naturburschen können sich von dieser Frau eine Scheibe abschneiden. Respekt!

Der Eurovelo 6, der ab Tuttlingen eigentlich den Verlauf des Donauradweges übernimmt, ist wahrscheinlich eine der schönsten und abwechslungsreichen Radstrecken, die Europa zu bieten hat. Er fängt ganz *piano* am Loiretal an, an den fabelhaften Renaissance-Schlössern der französischen Könige vorbei. Dann entwickelt sich der Weg *crescendo* mit heftigen Steigungen durch die Schweiz und *largo* in der üppigen und lieblichen Landschaft der Wachau. Richtig „wild“ und *vivace* wird er erst hinter Budapest. In der Puszta und anschließend in der Vojvodina werden Reisegegnossen immer seltener. Nach Belgrad ist die oft notdürftig ausgebaute Strecke etwas für Hartgesottene. Sie kulminiert *fortissimo* am Eisernen Tor, bevor sie *moderato* bis nach Konstanza/Constanța führt. Eine Fahrt, die wie die Partitur einer „Symphonie der Alten Welt“ klingt.

Erfrischend und spontan liest sich der Text von Mady Host wie das Tagebuch einer guten Freundin. Ohne Alüren oder große stilistische Verfeinerung lebt das ganze Buch von der Spontaneität der Berichterstattung. Der Leser ist beim Radeln, bei den Pausen, bei den verschiedenen Kuriositäten, die bei dieser Art von Reisen den Weg immer wieder säumen, und vor allem bei den Begegnungen mit Menschen immer wieder „live“ dabei. Als Radfahrer, der ein Großteil dieser Strecke bereits gefahren ist, musste ich an manchen Stellen schmunzeln, weil ich ähnliche Erlebnisse hatte. Das Buch sprudelt Frische, Authentizität und gibt Lust, im nächsten Sommer die Reise von Host nachzuahmen.

Unterwegs ist Mady Host auf der Suche nach Glück. Das Wort Glück taucht auffallend oft im Text auf. Es ist kein Zufall, dass der Untertitel des Buches „Auf Glückssuche zwischen Frankreich und Rumänien“ lautet. Glück bei der Begegnung mit sehr unterschiedlichen Menschen, bei den landschaftlichen Impressionen, bei den kulinarischen Entdeckungen etc. Glück, das sind oft Kleinigkeiten, die einem dieses wohlige Gefühl geben.

Überhaupt die Menschen: Sie sind das große Thema der Autorin. Neben Selbstbildern, allein oder mit ihrer

Freundin, die sie teilweise begleitet, dominieren Menschenporträts die reichliche Bebilderung des Textes. Hier ist der „glückliche Weinkellerbetreiber“, dort der „glückliche Austausch in Regensburg mit Andreas“ oder da ein „serbischer Campingbetreiber im Glück“. Diese verschiedenen Menschen spüren sofort, dass Mady „in Frieden“ kommt, mit ihrer durchaus positiven Ausstrahlung und ihrer Neugierde. Soviel Glück und Lebensfreude in der traurigen Zeit einer nicht enden wollenden weltweiten Pandemie ist einfach wohltuend und lädt den Leser mit positiven Energien auf.

Es ist allerdings schade, dass beim Layout des Textes nicht ausreichend Abstand zwischen den Absätzen entstanden ist. Der Text wirkt an manchen Stellen ziemlich zusammengedrängt, was seine Lesbarkeit erschwert. Ihn an manchen Stellen etwas zu kürzen, hätte dem Inhalt nicht geschadet und den Lesekomfort erheblich gesteigert.

Unter einem richtigen Manko leidet dieses Buch dennoch. Bis auf eine schematische und kleine Übersichtsdarstellung zu Beginn des Werkes haben zur Illustration Autorin und Verlag auf Kartenmaterial verzichtet. Dies erschwert die Orientierung und vor allem die Verortung. Eine schematische Karte zur anstehenden Fahrradstrecke am jeweiligen Beginn der neun Kapitel hätte ohne großen Aufwand das Problem behoben und dem Text eine geographischen Verankerung verliehen, die ihm leider fehlt.

Dennoch sollte sich jeder, der in Abschnitten oder gänzlich, diese große Reise quer durch Europa mit dem Fahrrad plant, dieses Mut machende Buch voller Tipps und Anekdoten zulegen.



Mady Host
Mit dem Fahrrad vom Atlantik bis ans Schwarze Meer. Auf Glückssuche zwischen Frankreich und Rumänien.

360°medien – travel diary, Ostfil-
dern 2021, 188 Seiten,
14,95 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Janka Vogel

Beisitzer Dr. Raluca Fritzsch

Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Mona Vintilă

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Wilhelm-Gericke-Str. 17a
13437 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: